

Beiträge
zur
**Geschichte von Stadt
und Stift Essen**

Herausgegeben
von dem
**Historischen Verein für Stadt und
Stift Essen**

Zweiundsechzigstes Heft

Verlagsgesellschaft Augustin Wibbelt, Essen
vormals Fredebeul & Koenen

Inhaltsverzeichnis

Rückblick — Ausblick, von Dr. Karl Mews	5
Wandlungen Essens im geistigen Raum, von Archivrat Robert Jahn	11
Die Anfänge der ruhrländischen Koksindustrie, von Dr. Hans Spelmann	31
Das Grabmal der Äbtissin Elisabeth von Berg in der Münster- kirche zu Essen, von Ludwig Potthoff	85
Alte Kesselhaken im Essener Heimatmuseum, von Dr. Fried- rich Meisenburg	99
Bücherbesprechungen	113

Rückblick—Ausblick

Von *Karl Mews*

Kommenden Geschlechtern, aber auch dem der Gegenwart, fühlen wir uns verpflichtet, beim Erscheinen des 62. Bandes der „Essener Beiträge“ Rechenschaft, zwar kurz nur, aber klar über Haltung und Tätigkeit des Historischen Vereins in den seit 1941 verflossenen Jahren zu geben. Die Herausgabe des 62. Jahrbuches im Jahre 1942 war uns leider versagt, da die Wirtschaftsstelle des deutschen Buchhandels unsern wohlbegründeten Antrag mit den Worten ablehnte: „Druckgenehmigungen für derartige Vorhaben können für die Dauer des Krieges nicht erteilt werden. Das Vorhaben ist bis nach dem Sieg zurückzustellen.“ Im Hinblick auf die Druckerei und das Fortbestehen des Historischen Vereins schien es ratsam, einen Verstoß gegen die Kriegsgesetze nicht zu wagen. So unterblieb die Drucklegung.

Um aber doch mit unsern Geschichtsfreunden in Verbindung zu bleiben, vor allem mit denen, die Schicksal oder Pflicht von der Heimatscholle in die Fremde verschlagen hatte, mußten wir uns mit „Rundschreiben“ begnügen, von denen leider gar zu viele als „unbestellbar“ zurückkamen. Es ist uns eine schmerzliche Pflicht, all der Getreuen zu gedenken, die diesem Kriege, insbesondere den schweren Luftangriffen, zum Opfer fielen. Tiefen Mitgeföhls versichern wir all jene Freunde, die Hab und Gut in Schutt und Asche sinken sahen und vielfach in der Ferne Zuflucht suchen mußten. Mancher von ihnen, der als reger Mitarbeiter im Dienste der Heimatforschung tätig war, beklagt den Verlust wertvoller Sammlungen von Dokumenten, Büchern und Arbeiten. Genannt seien hier nur die aufschlußreiche Arbeit unseres Ehrenmitgliedes Herrn Böhmer über die Geschichte seiner Familie und seiner Firma, die fleißigen Sammlungen alter Essener Hausinschriften unseres Vorstandsmitgliedes Heinrich Vos und unseres Mitgliedes Joh. Fritzen, der uns in Vorträgen und den „Beiträgen“ aus seinem volkskundlichen Schatzkästlein manches Schmuckstück spendete. Mehrfach und recht schwer traf das Unglück L. v. d. Loo. Feuer und Wasser zerstörten seine umfangreichen Quellensammlungen zur Geschichte der Essener Familien und Bauernhöfe.

Schweren Verlust hat auch die Essener Stadtbücherei erlitten, von deren Bestand von 260 000 Bänden rund 180 000 Bände verlorengegangen, wobei vor allem der Verlust der Hauptmasse der wissenschaftlichen Bibliothek zu beklagen ist, von der etwa 10 000 besonders wertvolle Bände in der Feste Ehrenbreitstein sichergestellt wurden. Aber auch von diesen ging mancher Band verloren, als die Kriegsereignisse eine Verlagerung zu einem Salzbergwerk in Salzdetfurth, dann in eine Essener Kohlengrube und einen Luftschutzbunker notwendig machten, bis endlich die Stadtbücherei in der alten Werdener Abtei Obdach fand. Wie vor 40 Jahren bei der Gründung der Stadtbibliothek der Historische Verein seine wertvolle Bücherei als Grundstock zur wissenschaftlichen Abteilung übereignete, so bemühte er sich durch seinen Maiaufruf 1944 um den Wiederaufbau. Vielen Essener Geschichtsfreunden wissen wir herzlichen Dank für freundliche Spende und Hergabe wertvoller Heimatliteratur und Geschichtswerke, die ersprießliche Forschungsarbeit auch in künftigen Tagen gewährleisten. Wir bitten unsere Mitglieder, auch fernerhin dem kulturellen Wiederaufbau unserer schwergeprüften Stadt ihre Hilfe nicht zu versagen.

Mit gleicher Hilfe und Liebe müssen wir auch unser H e i m a t - m u s e u m betreuen, dessen einst schmuckes, würdiges Heim ein trostloser Trümmerhaufen ist. Von dem uns heiligen Erbe der Vergangenheit war zum Glück frühzeitig der Hauptbestand sichergestellt worden, und so dürfen wir hoffen, daß dereinst wieder ein Äbtissinnensaal stimmungsvoller Rahmen für unsere Vorträge ist und die hergerichteten Räume der Werdener Abtei eine Pflegestätte verpflichtender Tradition werden. Getreu unserem seit 1880 unveränderten „Statut“ wollen wir auch in Zukunft Sammler und Erhalter der „Altertümer“ sein. Wir dürfen nicht verhehlen, daß manches Altertumsstück, ob Schrank, Truhe, Münze, Urkunde, Bild, Buch gefährdet ist, sei es bei Tod, Fortzug, durch schwierige Wohnverhältnisse oder wirtschaftliche Notlage. Da bitten wir Besitzer oder Erben, sich an das Heimatmuseum zu wenden oder an uns, die wir gerne Mittler und Berater sein wollen, damit unersetzliches Kulturgut durch Kauf, als Leihgabe oder zu treuen Händen gesichert wird und nicht dem Schicksal der Verschleuderung oder Zerstörung verfällt.

Wir verweisen auch auf unser S t a d t a r c h i v , das schwerwiegende Verluste nicht zu beklagen hat, und das nach Einordnung seines reichen Urkundenmaterials wieder in Tätigkeit ist. Man scheue sich nicht, den Weg zum Rathaus zu finden, ehe man an die Sichtung von Familienpapieren, Dokumentensammlungen u. a. geht, die gar zu leicht als Altpapier, als Heizmaterial oder unnützer Trödel abgetan werden.

Erfreulich ist, daß Dr. Kahrs' Lebenswerk, das R u h r l a n d - M u s e u m , trotz allem Mißgeschick den Hauptbestand seiner reichen Sammlungen retten konnte, so daß wir hoffen dürfen, demnächst die schönen Funde der Vorzeit und der frühgeschichtlichen Epoche unsers Ruhrlandes wieder schauen zu können. Wir wissen gar wohl, daß andere Sorgen und Nöte nach diesem verheerenden Kriege und diesem Zusammenbruch uns bedrängen. Dennoch wollen wir auch durch diese Notzeiten unbeirrbar den Gedanken tragen, daß die in der Pflege der Heimatliebe und Heimatgeschichte beruhenden seelischen und geistigen Kräfte in dem schwierigen Aufbauwerk kommender Jahre nicht entbehrt werden können. Im Geiste der Gründer des Historischen Vereins, die in Absage an ein seelenloses materialistisches Zeitalter den Sinn für das geschichtlich Gewordene und die Bewahrung der Denkmäler der Vorzeit weckten, haben wir trotz manchen Anfechtungen und Bedrängnissen fest und zielsicher den gewiesenen Weg verfolgt, sind — bildlich gesprochen — der Fahne treu geblieben. So soll es auch künftig sein. Ernster, wissenschaftlicher Forscherarbeit, die keineswegs hochmütig auf den forschenden Liebhaber herabblickt, der vornehmlich in der örtlichen Geschichtsforschung willkommen ist, bleiben wir auch weiterhin verbunden. Unsere Vorträge und Jahrbücher werden es bezeugen. Getragen vom Vertrauen, von der Mitarbeit und der finanziellen Unterstützung unserer Geschichtsfreunde und der fördernden Zustimmung der zuständigen Behörden werden wir wie bisher unsere Pflicht tun.

Bis zu den schweren, in ihrer Vernichtung sich stetig steigern- den Luftangriffen war es uns möglich, unsere Freunde in gut besuchten V o r t r ä g e n um uns zu sammeln.

Es sprachen:

12. 10. 41 — Schriftsteller W. B a c m e i s t e r : Der Aufstieg des Ruhrgebiets im 19. Jahrhundert. (Mit Lichtbildern.)
30. 11. 41 — Dr. Dr. Dr. L a p p e : Oberhof, Eigenkirche, Freiheit, Stadt.
25. 1. 42 — Dr. M e w s : Ein Jahrtausend Essen und die Niederlande.
14. 3. 42 — Archivrat J a h n : Der Großraum Essen in der Frühzeit und seine Eingliederung in das alte Reich.
19. 4. 42 — Dr. S p e t h m a n n : Forschungen über die Entwicklung des Ruhrbergbaues. (Mit Lichtbildern.)

7. 11. 42 — Dr. Meisenburg : Das deutsche Schützenwesen als Wehr- und Kulturgemeinschaft.
28. 11. 42 — Dr. Vermeulen : Die Baugruppe Essen-Werden. Die Baukunst in den Niederlanden in salisch-staufischer Zeit. (Mit Lichtbildern.)
21. 2. 43 — Archivrat Jahn : Die Frühzeit von Rellinghausen.
20. 2. 44 — Dr. Kahrs : Die Burg von Essen. (Mit Lichtbildern.)

Die in ihrer Wucht und Auswirkung furchtbaren Luftangriffe in der Folgezeit zwangen uns zum Abbruch der Vortragsreihe. Leider war es uns nicht vergönnt, der Stadtwerdung Essens in würdiger 700-Jahr-Feier zu gedenken, die für den 30. April 1944 geplant war.

Unterbleiben mußte auch die Drucklegung der „Essener Geschichte“, die Archivrat Jahn im Auftrage der Stadt und in Fortführung und Ergänzung der „Geschichte der Stadt Essen — 1. Teil“ von Ribbeck schrieb. Es wird und muß unser Bestreben sein, dieses im Manuskript vorliegende Geschichtswerk als Buch zu einem wertvollen Baustein beim Wiederaufbau des kulturellen Lebens unserer Stadt werden zu lassen.

Tiefe Runen des Leides, der Not und der Zerstörung hat dieser Krieg in das Antlitz unserer Heimat gemeißelt. Was faustisches Streben und menschlicher Schöpfergeist in der kurzen Zeitspanne eines Jahrhunderts schufen, ward zu einem erschütternden Chaos, das der letzte schwere Luftangriff des 11. März 1945, der härter denn alle früheren den Lebensnerv unserer Stadt traf, zerwühlte und vergrößerte und Geist wie Seele dieser einst so schaffensfrohen Menschen in seinen lähmenden Bann zwingt. In seiner 1000jährigen Geschichte verzeichnet der Großraum Essen, der die ehemaligen Reichsabteien Essen und Werden umfaßt, manch schweren Schicksalsschlag, Blüte und Verfall, Aufstieg und Niedergang. Und immer wieder gab es ein Empor, an das wir zuversichtlich glauben wollen, an dem wir mitarbeiten wollen mit all unsern Kräften, auch mit denen, die aus der Ehrfurcht vor dem Gewordenen, aus dem Wissen um die Vergangenheit und aus der Liebe zur Heimatscholle erwachsen. In alles Mühen und Sorgen kommender Tage, in den grauen Alltag mit seinem Kampf um Arbeit und Brot wollen wir diese ethischen Kräfte hineintragen und späteren Geschlechtern übermitteln. Aus dem tiefen Ergriffensein, das Zeugnisse und Zeugen entschwendener Zeiten erwecken, wachsen uns Kräfte des Glaubens und Mutes zu, die wir zum Einsatz bringen wollen. Das ehrwürdige Essener Münster, dessen kostbarer Westchor erhalten

blieb, das wuchtige Raumbilde der Werdener Abteikirche, der die Beschießung in den Apriltagen 1945 nur geringen Schaden zufügte, sollen uns Mahner und Weiser sein.

In dieser Zeiten- und Schicksalswende bitten wir die Essener Geschichtsfreunde, uns wie ehemals helfend und werbend zur Seite zu stehen, damit wir unsere Pflicht im Dienste der Heimatforschung und Heimatpflege auch weiterhin erfüllen können zum Besten unserer Heimatstadt, damit sie wieder werde das „pulsende Herz Deutschlands“.

Glückauf!

Wandlungen Essens im geistigen Raum

Von
Robert Jahn

Wandlungen Essens im geistigen Raum

Von Robert Jahn

Eine über tausendjährige Geschichtsperiode ist für Essen zu Ende gegangen, und das allgemeine Leid Deutschlands hat auch unsere Stadt mit tiefen und nie vernarbenden Furchen gekennzeichnet. Manch einer sieht keinen Ausweg mehr aus dem Irrsal des Leides. Es ist nicht die Aufgabe des Historikers, Leitlinien für die Zukunft zu zeichnen, aber die Betrachtung der Vergangenheit kann zeigen, wie oft auch schon die Vorväter eine neue Richtung einschlagen mußten, um in einem neuen Anfang weiterzukommen. Das ist die bescheidene Absicht der nachfolgenden abrißartigen Darlegungen.

Fata viam invenient adcritque vocatus Apollo: „Schicksal weist uns den Weg, und einst ist hilfreich ein Gott da“, so läßt der römische Dichter Vergilius in seinem Epos von der Gründung Roms den vor der Schwere der Aufgabe zagenden Aeneas trösten. Es gilt auch für uns.

I.

Die uns bekannte germanische und also auch die deutsche Geschichte beginnt nicht etwa mit der Entdeckung der Germanen durch die Römer, sondern mit sehr kräftigen Bewegungen der Germanen selbst. Das Kraftfeld, von dem diese ausgehen, ist auch nicht etwa die Nahtstelle zwischen Römern und Germanen, etwa an Donau oder Rhein, sondern die jütische Halbinsel und mit ihr der ganze Küstensaum der Nordsee. Über die überlieferten Stammesnamen hinaus erleben wir dort den Kultverband der *Ingwæones*. Das ist der Kultverband der Verehrer des Ingwas oder, in späterer Lautform, des Ing, der wohl irgend ein Meergott, ein Gott der Seefahrer, gewesen ist. Zu ihnen gehören die zu Hause gebliebenen Reste der Kimbern (oder zu deutsch: Himmern) im Himmerlande und der Teutonen (zu deutsch: Dieten) in den Dietmarschen, ferner die Sachsen auf dem „Hals der jütischen Halbinsel“ und die Chauci (germanisch Hauhos, deutsch: die Hohen), die im Weser- und Emslande auf ihren künstlich erhöhten Werften oder

Literaturangaben, unter heutigen Umständen sowieso ein fragwürdiges Unternehmen, sind nicht vorgesehen. Eine Gesamtdarstellung der Essener Geschichte, vom Verfasser dieser Zeilen, liegt fertig vor und kann hoffentlich zu gegebener Zeit im Druck erscheinen.

Therpen den Kampf mit dem oft einbrechenden Meere bestanden. Auch die niederländische Küste bis nach Flandern hinein war ingwäonisch, wenn auch hier keine so bequemen Stammesnamen zu Gebote stehen. Dem im Grunde gleichartigen Landschaftsbilde „aus Düne, Wasser, Fruchtländ, Sumpf und Wald“ entsprach die im Grunde gleiche Lebensart: Kampf mit dem Meere in Deichbau und Fischfang und Kampf auf dem Meere in Raub und Handel, wobei ja in alter Zeit nicht viel Unterschied ist. Sie schoben die Beherrschung der Küste bis in die Gegend von Dünkirchen vor und brachen von da aus zur Eroberung von Britannien auf, dessen Herren sie wurden.

Die trotz aller Unterschiede in Einzelheiten gleichartige Kulturgrundlage läßt sich noch an sprachlichen Gemeinsamkeiten von England über Flandern bis in die Lüneburger Heide und an Übereinstimmungen in Bodenfunden nachweisen. Im Ruhrmündungsgebiet, bei Duisburg und noch weiter rheinaufwärts, wurden Bodenfunde von Töpfen gemacht, die auffällige Beziehungen zum sächsisch-angelsächsischen Kreis verraten, ihr Gegenstück in Lethbridge und Hollywell Row in England finden. Kreuzförmige Fibeln aus Celtep bei Krefeld entsprechen im Typus solchen, deren Hauptverbreitungsgebiet zwischen der Themse und dem Humber liegt. Das entspricht alter ingwäonischer, „küstendeutscher“ Grundlage.

Nun aber tritt im Ausgang des 3. Jahrhunderts im Rheinmündungsgebiet eine neue Macht auf den Plan: die **F r a n k e n**. Sie stellen offenbar eine aus vielen Stämmen und Stammesteilen erwachsene Gruppierung dar, die sich über alte Gliederung hinweg in bewegter Zeit ausgebildet hat. In ihrem Kerne sind sie wohl zu den Rhein-Weser-Germanen, den alten Istwäonen, zu rechnen, aber ingwäonische, küstengermanische Teile haben sich ihnen angeschlossen, sind vielleicht führend geworden, und so ist in Umschichtung und Überschneidungen eine neue Einheit entstanden, die sich in die überlieferten Gliederungen aus altgermanischer Zeit nicht mehr restlos einfügt. Es war wohl diese Einheit küstennaher Art, die sich der von Süden her andringenden neuen „lautverschiebenden“ deutschen Sprechweise entgegenseetzte und so die Scheide zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch (einschließlich des Niederländischen und Flämischen), also zwischen Binnendeutsch und Küstendeutsch, bewirkt hat.

Aber jetzt begann innerhalb des so umschriebenen Küstenraumes der Kampf um die politische Vormacht, der das alte Stammesgefüge endgültig zertrümmern sollte.

Die **F r a n k e n** schufen im Bunde mit anderen Stämmen im Westen ein großes Reich, das mit dem Anspruch auftrat, der

Erbe des römischen Imperiums zu sein, ein Reich, das germanische und romanische Bestandteile vielfältigster Art in sich vereinte und schließlich auch östlich über den Rhein hinausgriff mit dem Ziel, den grünen Strom auch politisch, nicht nur volkstumsmäßig, zur Achse des Reiches zu machen.

Von Osten her griffen die Sachsen mächtig aus. Sie wollten nun auch im nördlichen Binnendeutschland Fuß fassen und sich die Stämme unterwerfen, die von der Weser bis zum Rhein dem breiten Küstensaum vorgelagert waren. Nachdem das Römertum als staatliche Macht verschwunden war, regte sich an vielen Stellen im Germanentum das Bestreben, es ihnen an staatlicher oder wenigstens machtpolitischer Gestaltung nachzutun.

Die sächsische Vormacht überrannte, nun schon jenseits des ingwäonischen Küstensaumes, die Cherusker, die unter dem Namen der Falhos, später Westfalen, sächsisches Gepräge erhielten, unterwarf sich die Angrivarier oder Engern und schließlich, um 700, die Bruktuarier oder Borchter, bis in die Essener Gegend hinein, und strebte mächtig darüber hinaus an den Rhein vor. Erst der Gegenstoß der Franken nach Friesland und an die durch die Rheinfeste Duisburg gesicherte Ruhrmündung, dann die weitgespannten und viele Opfer fordernden Unternehmungen Karls des Großen schufen eine neue Lage. Nun wurden die Rheinmündungslande, die „niederer Lande“, fränkisch und verloren den küstenstämmischen Charakter weitgehend. Borchterland und Westfalen, die erst viel später unter fränkische Herrschaft gerieten, behielten ihre sächsische Umprägung äußerlich gesehen in weitem Maße, innerlich aber wurden beide Gegenden fränkisch durchsetzt, so daß hier etwas ganz Neues entstand, dessen für uns greifbares Abbild eine binnendeutsche Sprache in ingwäonischem, „küstendeutschem“ Gewande ist, das, was wir nun Niederdeutsch oder Niedersächsisch nennen. Das Niederfränkische und Holländische ist fränkisch durchsetztes und fast zerriebenes Küstendeutsch, das Niedersächsische aber sächsisch stilisiertes und dann wieder fränkisch durchtränktes Binnendeutsch, das durch seine sächsische Ausrichtung dem Friesischen und Englischen erheblich näher blieb als das fast ganz fränkisch umgekrepelte Niederfränkische und Niederländische.

Die Berührungszone zwischen Niederfränkisch und Niedersächsisch ist ein breiter Streifen, der auf deutschem Gebiet östlich des Rheines, in den Niederlanden etwa längs der IJssel verläuft. Sie ist in der alten Zeit unfest und nicht etwa eine lineare Grenze, und wird erst durch mittelalterliche und noch spätere Ereignisse vertieft und zu einer gewissen Schärfe ge-

bracht. Dieses Kontaktgebiet als eine Stammesgrenze anzusehen, wie es in Weiterführung einer längst überwundenen Ansicht heute noch oft geschieht, ist verfehlt. Durch das Aufkommen der fränkischen und sächsischen Großraumpolitik sind die alten Stämme endgültig aufgelöst worden. Es ist nicht möglich, etwa zu sagen, die Bewohner Essens seien sächsischen, die Werdens fränkischen „Stammes“. „Sächsisch“ und „fränkisch“ sind überhaupt keine Stammesnamen. Sie bezeichnen die Zugehörigkeit zu einer Herrschaft, zu einem Verwaltungsgebiet, zu einem Kultur- oder Rechtskreis, schließlich auch zu einem Sprachtypus, aber nicht mehr. Im 8. Jahrhundert, wenn das Essener Gebiet in das Licht der Geschichte tritt, ist die Stammeszeit schon vorbei. Die Scheidung zwischen Essen und Werden ist eine Herrschaftsgrenze, über deren Alter nichts Verlässliches ausgesagt werden kann. Für die geschilderten Ereignisse lag das Essen-Werdener Gebiet zuerst abseits, dann in der Kontaktzone.

Es war die Zeit des Ausbaus der grundherrschaftlichen Siedlung, die erst aus unserm Waldland das mit Höfen, Äckern und Kämpfen durchsetzte Bauernland gemacht hat, das dem heutigen Industrielandschaftsbilde vorausging und noch vielerorts erhalten ist. Neben den ältesten Siedlungen mit ihren kurzen, heute meist unverständlich gewordenen Namen wie Oefte, Ikten, (Alten-) Essen, Steele, entstanden nun die zahlreichen Ausbausiedlungen der grundherrlichen Mannschaften, die im Ortsnamen noch den Namen des Siedlungsführers, des Kommandanten der Rodungstruppe tragen, wie Rellinghausen, Vöcklinghausen, Bedingrade, Meckenstock als Anlagen der Mannschaft des Rood, Fugal, Bado, Makko, und ähnlich gebildete Namen, die auf organisierte Gruppensiedlung deuten, wie Bergerhausen, Holtseterhausen und dergleichen. Das alles scheint Ergebnis fränkischer Unternehmungslust und Planung gewesen zu sein, die Erschließung des neugewonnenen Landes zu reichem Ertrag.

II.

Darüber hinaus erhielt unsere Gegend durch die Eingliederung Westfalens in das fränkische Reich eine Sonderaufgabe und wurde mit ihr in einen geistigen Raum eigener Prägung eingeschaltet. Sie wurde zum Eingangstor der fränkischen Mission und der neuen Reichsordnung, die Schlüsselstellung Westfalens. Die beiden geistlichen Stiftungen hier im Ruhrlande, das Benediktinerkloster Ludgers in Werden (um 800) und das adelige Frauenstift Aldfrids in Essen (um 850), gaben dem Lande eine geistige Würde, die es später nie wieder erreichen sollte. Von ihm gingen Wirkungen aus, die sich nicht leicht abschätzen

lassen. Sie wurden die Vermittler von geistigen Strömen, die von weither kamen und auf weite Sicht berechnet waren.

Liudger, ein geborener friesischer Edeling, kam aus guter Schule. Er hatte in der Utrechter Klosterschule den bonifazischen Geist in sich aufgenommen, in York unter dem gelehrten Alkwin die damals erstaunlich vielseitige, reich entwickelte und weitherzige englische Wissenschaft und im Monte Cassino den Nachhall antiken Denkens. Mit ihm kommt der Schwung der altingwäonischen Küstenlande, das erobernde Temperament des Wikings in unsere abgelegene Gegend und strebt von hier aus nach dem Münsterlande, nach den Emslanden und über Helmstedt in das Grenzland der Goldenen Aue und nach Halberstadt aus, das sein Bruder als Bischof von Châlons verwaltet.

Dagegen ist der Essener Aldfrid ein typischer Vertreter des kontinentalen Denkens, wie es die strenge, auf feste Begriffe aufbauende französische Geistigkeit ausgebildet hatte. Es ist die Linie Reims-Corvey, die hier wirksam wird und in Hildesheim ihre Krönung findet. Man sieht, wie die weitgespannten Fäden von außen her hier zusammenlaufen und wieder ausstrahlen in das dem Reich und dem Deutschtum neugewonnene Land des Ostens, das jetzt beginnt aufzublühen.

Die Denkmäler dieser geistigen Haltung sind die großen Kirchenbauten von Werden und Essen. Was wir heute sehen, sind nicht mehr die Urkirchen, aber ihre folgerichtigen Entwicklungen. Es ist eine Kolonialkunst in großen, eindrucksvollen, in strenger Kanonik der Maße gehaltenen Formen, der sich dann in ottonischer und salischer Zeit heitere, weltlichere Elemente aus heimischem Erleben zugesellen. Wir denken an die Ringkrypten vor dem Ostchor (wie einst in Essen und heute noch in Werden) und an die gewaltigen Westwerke: in Werden der Marien- oder Petersturm und in Essen das der Aachener Pfalzkapelle nachgeschaffene Wunderwerk des Westchors.

Das geistige Leben, das in diesen Räumen einst flutete, meinte man, wenn man im frühen Mittelalter von Essen und Werden sprach: *magalia Christi*, „Zelte des Heilands“, wie der Werdener Mönch Uffing in dem Preislied auf sein Kloster sagt.

So war nun das Gesicht von Essen und Werden, zweier karolingischer Gründungen, nach Osten gewendet. Dadurch, daß die Vogteien über die beiden Stifter zuerst in den Händen der Grafen von Werl, dann derer von Berg-Altena und der Mark lagen, ergab sich eine weitere Beziehung zu Westfalen, und so wurde es im Mittelalter üblich, Essen und Werden als zur Grafschaft Mark gehörig anzusehen. Nachdem das deutsche Königtum als bestimmende Macht ausgeschaltet war, wurden die beiden

Länder zum Spielball bergisch-märkischer Hauspolitik und der damit freundlich oder feindlich verbundenen des Erzstiftes Köln.

III.

Eine andere Entwicklungslinie zeigt die Stadt Essen selbst. Vor genau tausend Jahren, wahrscheinlich im Jahre 946, jedenfalls vor 947, trat ein Ereignis ein, das in zwei inhaltsschweren lateinischen Worten unter mannigfacher Verstümmelung des Ortsnamens in die Chroniken der Zeit überging: *Asnid crematur*, Essen brennt! Wir kennen die Ursache des Brandunglücks nicht, das damals das Essener Münster und seine Umgebung vernichtete, die Mauern des Burghauses (in der Mitte des Burgplatzes) fast bis auf den Grund zerstörte, die hölzernen Pfosten der Gemäcker und die Decken der Obergeschosse in Asche verwandelte und das Archiv mit den alten Urkunden in Flammen aufgehen ließ. Doch nach einigen Jahren erhob sich das Münster neu, wenn auch in langsamer Bautätigkeit. Um die Jahrtausendwende stand schon ein neuer Münsterbau da, dessen Abschluß im Westen die beschwingte Eleganz des Westwerkes bildete. Es war ein neues und reicheres Leben aus der Asche und den Trümmern entstanden, und nun wurde es eng in dem beschränkten Raume der Burgfreiheit. Neue Energien drängten nach außen, und so war die Errichtung eines „Marktes“ vor den Toren am Hellweg im Rahmen der Zeitanschauung ein nahe- liegender Gedanke. Ein „Markt“ im mittelalterlichen Sinne ist eine herrschaftliche, neben dem Sitz der Herrschaft, aber außerhalb seiner gelegene Neusiedlung, in der vornehmlich Kaufleute unter dem Marktfrieden wohnen, ein Außenglied des wirtschaftlichen Lebens der Grundherrschaft, das unter der Verwaltung ihrer Ministerialen steht.

Durch diesen Markt kam ein neues belebendes Element in unsere Gegend: das in Frankreich, Burgund und Flandern entwickelte städtische Fernkaufmannswesen des *novus burgus*, der „Neusiedlung“ des Marktes, nach dem man den Träger des Marktes, den haus- und grundbesitzenden Kaufmann, *burgensis* nannte. Nun bekam auch das alte deutsche Wort *Bürger* diese neue Tönung. Nicht mehr der Burgmann, sondern der Kaufmann war nun gemeint, der in der Gilde organisierte Stadtbürger, wie ihn zuerst burgundische, brabantische und flandrische Städte entwickelt hatten. Der Aufstieg dieser Städte mit Kapitalbildung und Industrialisierung auf der Grundlage der Wollerzeugung und Tuchherstellung bedeutete eine neue geistige Welt, den Durchbruch eines neuen Erwerbs- und Unternehmungsgeistes, die Auflösung der alten, nur an

die Kirche gebundenen Frömmigkeit. Er bedingte eine ganz neue Lebensform, die der flandrisch-nordwestdeutschen (also, rückwärts gesehen: ingwäonisch-küstendeutschen) Fernhändlerstadt mit ihren über große Räume hinwegreichenden Bindungen, die sich so charakteristisch gegen die in das bäuerliche Umland eingelagerte südwestdeutsche Stadt des Nahmarktes abhebt. Mit ihr kommt wieder alter Wikingsgeist der Küste zu uns, und folgerichtig schwingt die Linie wieder aus nach der anderen Küste, zur Ostsee hinüber, auf den Straßen der deutschen Hanse. Die Essener Kaufleute, und die Westfälinge überhaupt, werden nun heimisch im Raume der Hanse, in Nowgorod, Livland, Kurland, in Dänemark und Norwegen. Der hansische Weg nach Lübeck, Bergen und Danzig wird bestimmend für das Schicksal Essens, das nun auch in der Sprache hansisch wird, in der Schreibsprache zuerst und dann auch in der Sprechsprache, in einer besonderen Tönung des gesprochenen Niederdeutsch, die den Hanseweg von Bergen und Lübeck bis nach Köln bezeichnet, an der aber die beiderseitig abseits gelegenen Gebiete nicht mehr teilnehmen. Aber auch schon Werden steht fern. Es gehört nicht mehr dem hansischen Kreis der Fernhandelsorte an. Erst später kommt eine Gegenströmung zu Kraft, nach dem Bruch der deutschen Hanse mit Köln. Jetzt dringt auch von Köln und vom Niederrhein her eine rheinische Strömung vor, bis nach Werden, das klevischen und bergischen Einflüssen offensteht und nun seine eigene Sprache rheinischen Klanges ausbildet und so den Trennungsgraben vertieft, den seit alter Zeit die küstendeutsch/binnendeutsche Kontaktzone gebildet hatte. Essen fühlt sich mit Dortmund der Hanse verbunden, während Werden sich dem bergischen Wesen einfügt. Aber diese Scheidung ist sekundär, eine örtliche Unterteilung. Das alte Spiel wiederholt sich auch im Mittelalter: unter der niedersächsischen Oberfläche ist Westfalen kulturell vom Rheinland und den Niederlanden her befruchtet. Das zeigt dem Urkundenleser die immer mehr überhandnehmende niederrheinisch-niederländische Durchsetzung der Schrift, mit ihren nachgesetzten, nicht mitzusprechenden *e* und *i* in Schreibungen wie Duisburg und Broich, Soest und Coesfeld, Laer und Raesfeld. Das bezeugen handgreiflich die beiden Liedersammlungen, das verschollene Werdener Liederbuch und das kleine Essener Liederheft von 1350 mit dem Danhuserlied. Beide sind, trotz der durchgeführten Unterschiedlichkeit in der Lautfärbung, aus niederrheinischer oder niederländischer Dichtung erwachsen, Zeugnisse einer vom Rhein herkommenden weltlichen, bürgerlichen neuen Laienfrömmigkeit.

So erweist sich unser Gebiet auch vom Geistigen her als die Berührungszone, die „Fränkisches“ und „Sächsisches“, nun

besser gesagt: Rheinisches und Westfälisches, durchschleust und miteinander fruchtbar verbindet.

Noch einmal sollte das Essener Land gewaltsam in die Auseinandersetzung zwischen dem Rheinischen und dem Westfälischen, jetzt genauer: zwischen den Ansprüchen des Erzstiftes Köln und der Grafschaft Mark, hineingerissen werden. Es ging dabei um das materielle und geistige Erbe Heinrichs des Löwen, den großen norddeutschen Einheitsstaat, den der Löwe von Braunschweig und Lübeck aus gründen wollte und den nun der Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden vom Rhein aus und über Essen als die Brücke zur Mark verwirklichen wollte. Der Plan scheiterte nach anfänglichen Erfolgen, deren Denkmal der Grundstein zum neuen Kölner Dom war. Ein gewaltiges Siegesdenkmal in den prunkenden Formen der neuen französischen Gotik sollte über dem Grabe der Heiligen Drei Könige erstehen, in der Stadt, die damals als der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Rheinlande gelten konnte. Die Stadt Essen sah sich in das große strategische Netz des kölnischen Festungsrings einbezogen. Ihre im Jahre 1244 durch den neuen kölnischen Vogt auf dem Isenberg befohlene Ummauerung machte sie zu einem Glied der Kette, die bis in die Mark reichen und den hartnäckigen Gegner bezwingen sollte.

Damals erst entstand die Stadt Essen, an die wir heute denken, wenn wir von der Altstadt sprechen: das „niereenförmige“ Oval, das durch den Mauerring umschlossen wurde. Vier „Straßen“ durchkreuzten es nach den vier Himmelsrichtungen. Sie waren nach den Toren benannt, dem Limbecker, dem Viehofer, dem Grindberger (später Steeler) und dem Kettwiger Tor. Diese aber wiederum waren nach der nächsten Nachbarschaft benannt. Das westliche führte auf die von der Kaupe herabkommende Limbecke oder Lindenbecke, die heute unter der Hindenburgstraße vermauert ist, das nördliche auf den Viehof, den ältesten Verwaltungshof des Stifts Essen, das östliche auf den Grindberg, der heute Steeler Berg heißt, und das südliche lag am Beginenkonvent zum Kettwig, der so nach der Familie hieß, der Grund und Boden gehört hatte. Es war also nicht mehr so, daß die Tore ins Weite hinauswiesen, sondern sie waren in erster Linie Durchlässe für die Mauer, die abspernte, die ein Festungsring, die Sicherung und Abschnürung war. Der alte Hanseraum fing an, sich in einzelne Zellen abzuspalten. Die Zunft schickte sich an, das Erbe der Fernhändlergilde anzutreten.

Die kölnische Macht unterlag 1288 in der Worringer Schlacht. Die Essener Stadtbefestigung aber blieb in den Händen ihrer Bürger und mit ihr blieb bei den Bürgern die Hinneigung zu

Köln, die noch lange nachwirkte. Köln, damals für den Westen die Ablösung der Pariser Universität, war, durch Albrecht von Bollstädt (Albertus Magnus) in überragender Weise vertreten, ein Mittelpunkt deutscher und rheinischer Geistigkeit. Es wurde die bevorzugte Universität der Essener Patrizier, und blieb es auch noch, als sie im 16. Jahrhundert in veralteten scholastischen Formen erstarrte. Diese reichen und konservativen Geschlechter hatten ein Interesse an der Erhaltung der bestehenden kirchlichen und wirtschaftlichen Gesellschaftsordnung mit ihrer geistlichen Pfründen- und Lehenwirtschaft und vorerst auch noch die Macht, sie zu stützen. Aber Köln war nun kein Mittelpunkt mehr. Der niederrheinisch-niederländische Kulturraum war gesprengt. Er zerfiel in politische, konfessionelle, kulturelle Trümmer, wie es sinnfällig die Abspaltung der Niederlande und die Zerschlagung des Territoriums von Jülich-Kleve-Mark-Ravensberg zeigt. Ein falscher Konservativismus, der über Gebühr lange festgehaltene mittelalterliche Aufbau des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, das Haften an veralteten, innerlich ausgehöhlten Formen von Reich und Kirche, hatte den rheinischen Raum aus fruchtbarer Weiterentwicklung zunächst ausgeschaltet.

IV.

So traf nun die kirchliche Reformation ein innerlich geschwächtes Rheinland. Jetzt ging es um eine Auseinandersetzung viel größeren Formats. Von zwei Punkten her griffen die neuen Kräfte an: vom Ober- und Niederrhein her durch die auf der sozialen Tradition der Begharden und Beginen aufgebaute reformierte und kalvinistische Bewegung, und vom südöstlichen Rande des alten fränkischen Raumes durch die lutherische Strömung selbst. Diese aber ist, vom allgemeinen geistigen Standpunkt her gesehen, vorbereitet durch das in die Weite drängende, neue Formen des Gesellschaftlichen und Wirtschaftlichen suchende Wesen des kolonialen Ostmitteldeutschen, das seit den Tagen des Heliand und Ottos des Großen auch rückwärts gegen die Elbe und die Ostseeküste drückt und immer mehr den niedersächsischen Raum durchstößt und ihn von Süden her, vom Harz aus beträchtlich einengt.

Seit dem 12. Jahrhundert hatte dort der Staat der Wettiner, durch reiche Silbervorkommen begünstigt, Meißen-Obersachsen und Thüringen, Neusiedelland und Altland, zu einem politischen Gebilde zusammengefaßt, dem die neue frühkapitalistische Wirtschaftsform, mit Geldanhäufung, Gewerbe- und Verlegerbetrieb und straffer Obrigkeit einen starken Rückhalt gab, in dem aber auch soziale und religiöse Unruhe schwelte. In seiner Bin-

ding an Stadt und Universität Erfurt besaß er auch einen über-
ragenden städtischen und bildungsmäßigen Mittelpunkt. Dort
erwuchs eine koloniale Wirtschaftseinheit von eigentümlicher
Geistigkeit, die weite Räume mit geringen landschaftlichen
Abwandlungen beherrschte. Auch eine deutsche Literatursprache
entstand dort, die von mystischer Prosa und Predigt getragen
und durch starke Anregungen vom Rhein her, von Köln, Brügge,
Gent befruchtet war. Meister Eckehard aus Hochheim bei Gotha,
„der ein meister was ze Kölne“, vorher aber Dominikaner zu
Erfurt, dann Prior von Erfurt und Provinzial von Sachsen und
Thüringen und Prediger in Straßburg, ist ein leuchtendes Bei-
spiel für die Verbindung des spirituellen Westens mit dem
gesellschaftlich, sozial und religiös einen Unruheherd bildenden
ostmitteldeutschen Raum.

Schon zu Meister Eckards Zeit entstanden ostmitteldeutsche
Umschreibungen des mittelniederländischen „Leven van Jesus“,
das, um 1280 entstanden, wohl auf Willem van Affligem im
Kloster St. Truyen zurückgeht und als das wichtigste der frühen
deutschen Evangelienbücher gelten darf. Es wurde gleichfalls
durch die Dominikaner verbreitet, als die erste volkssprachliche
Bibel, aus der auch Luthers Übersetzung gespeist ist, die somit
auch eine kräftige niederländisch-niederrheinische Wurzel hat.

Aber nicht unmittelbar aus Luthers Bereich kam die Refor-
mation in das Essener Gebiet, weder persönlich noch sprachlich.
Niederrhein und Westfalen hatten nur noch eine mittelbare Be-
ziehung zu den großen Geschehnissen im Reich, waren rück-
ständige Gebilde geworden. Die Unruhe begann als eine sozial-
reformerische revolutionäre Bewegung in den Hellwegstädten,
Lippstadt, Soest, Dortmund und am Niederrhein, entzündete
sich an der wiedertäuferischen Auflehnung und kam um 1543 in
Wesel, Münster, Dortmund, Duisburg und Essen zum offenen
Ausbruch, nicht in erbaulichen Konventikeln, sondern als Vor-
spiel eines sozialen Umsturzes. Sie ruhte dann angesichts der
unglücklichen politischen Lage in Köln und Kleve, bis 1560 die
reformatorische Lehre von den Niederlanden her nach Wesel,
Duisburg, Aachen, Jülich vorstieß und gleichzeitig auch südwärts
von der Pfalz herkam. Nun erst setzte die Essener Bürgerschaft
den Gesang deutscher Lieder in der Marktkirche durch. Das
wurde zum Signal des Abfalls von der alten Kirche, des ver-
suchten Abfalls zugleich von der alten Ständeordnung, die aber
von der herrschenden Schicht des Bürgertums geschickt zu der
staatsrechtlichen Trennung der Stadt Essen von der Landes-
herrin umgebogen wurde. Der neue Begriff des Staates als einer
Anstalt, von deren Spitze alles Recht ausgeht, begann sich
durchzusetzen und wurde von den Ratsgeschlechtern in Ver-

bindung mit dem Obrigkeitsbegriff des strengen Luthertums zur Begründung einer neuen Stadtherrschaft ausgenutzt.

Aus diesem Geist des beginnenden Staatsabsolutismus heraus, aber in mittelalterlich erstarrter kleinräumiger, sozusagen zünftmäßiger Form auch des Staates strebte nun die Stadt Essen danach, einen Stadtstaat zu bilden, der sich in schroffen Gegensatz zu dem sich gleichfalls straffer organisierenden Landesstaat der Fürstin-Äbtissin setzte. Der Kampf um die Macht zog sich in wechselreichen Formen bis zum Ende des alten Deutschen Reiches hin und brachte viel Leid über Stadt und Stift, ohne eine eigentliche Lösung zu finden, da eine fruchtbare Zielsetzung dabei fehlte. Auf das Essener Land wirkte die Tatsache ein, daß um das Jahr 1570 die meisten Städte der Mark und auch viele Dörfer lutherisch geworden waren. Das war das starke Band, das Essen nun an die Mark knüpfte, deren Schicksal sie ja auch vorher schon geteilt hatte. Nun aber vollzog sich die innere, nicht mehr landesherrlich bedingte Verschmelzung, die Essen an die Mark band und von dem katholischen und reformierten Werden löste. Jetzt erst entstand der tiefe Graben einer Grenzlinie zwischen den beiden Orten, der wie eine alte Stammesgrenze wirkte.

Das Endschicksal für die ganze rheinisch-westfälische Landschaft war, daß sie politisch, religiös und allgemein-kulturell in eine dreikonfessionelle kleinbürgerliche Gemengelage zerklüftet wurde. Dadurch entbehrt sie des geistigen Mittelpunktes, der großen Linie und der kraftvollen Strahlungsfelder. Die Stadt Köln hätte, nachdem das hansische Kraftfeld Soest-Dortmund-Wesel, das Lippe und Ruhr zusammenband, zersprengt war, die Aussicht gehabt, der beherrschende Mittelpunkt eines großbürgerlichen Kulturkreises zu werden. Aber seitdem dort ein engherziger scholastischer Geist herrschte, der im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts die Kölner Hochschule in der Reuchlinschen Fehde um alle geistige Wirkung brachte, als der Gegenschlag der Humanisten in den „Briefen dunkler Männer“ zu der geistigen Niederlage auch noch die Lächerlichkeit fügte, war ihre Führerrolle ausgespielt. Die Kölner Hochschule erholte sich wieder, aber nun war sie jesuitisch geworden und stand an der Spitze der Gegenreformation. Die Universität der lutherischen Essener wurde Rostock. Das war der alte Hanseatenweg. Rostock jedoch, 1418 von den mecklenburgischen Herzögen gegründet, war nur noch bedingt hansisch, lebte nicht mehr in dem alt-hanseatischen Pochen auf bürgerliche Unabhängigkeit. Zwar herrschte dort noch die niederdeutsche Sprache der Hanse in ihren äußeren Formen, aber schon war von Erfurt und Wittenberg her der neue Geist des ostmitteldeutschen straff und weiträumig

organisierten neuen Wirtschaftsstile mit seiner Einheitssprache eingedrungen, und die protestantische Bibelübersetzung erschien nun einigermaßen spukhaft in hanseatisch-niederdeutschem Gewande, aber in wittenbergischer Leiblichkeit, in Luthers Worten und Wendungen, die in niederdeutsche Lautform gekleidet wurden. So sah auch das Rostocker Gesangbuch von 1577 aus, das die bekannten evangelischen Lieder hochdeutscher Verfasser in hausväterlichem Niederdeutsch brachte, wie etwa „Eyn veste borch is unse God“. Das übernahm von Rostock her das Dortmunder Gesangbuch von 1585. Es bildete die Grundlage des Essener Gesangbuches von 1610 und 1614. Aber dieses erschien bemerkenswerter Weise nicht mehr niederdeutsch, sondern in hochdeutscher Sprache. Essen hatte den Bruch mit der hanseatischen Vergangenheit vollzogen. Dortmund folgte ihm 1630 mit einer hochdeutschen Ausgabe nach.

Essen war, wie der gesamte Niederrhein, in den Machtbereich des zum weiträumigen Unternehmungsstil aufsteigenden zentralistischen brandenburgischen (später brandenburgisch-preußischen) Staates geraten. Brandenburg aber, oder wenigstens die Hauptstadt Berlin, stand schon früh unter dem Einfluß der ostmitteldeutschen Kaufmannsgesinnung, redete nach der Art der Leipziger Messe und empfand also die Lutherische Rede und die neue Gemeinsprache als nichts Fremdes mehr. Mit der Öffnung des Weges nach Brandenburg kommt die neue Hochsprache in immer breiterem Strom an den Niederrhein, mit ihr aber auch der neue Geist des ostdeutschen merkantilen, feudalen und militärischen Machtstaates. Die beiden geistlichen Stifter Essen und Werden standen ihm recht verständnislos gegenüber. Ihre noch immer wesentlich patriarchalisch-bäuerliche Struktur brachte es mit sich, daß der brandenburgisch-preußische Schutzstaat sie nicht anders als seine eigenen Bauern behandelte: als Quelle für Kontributionen und Aushebungen, während der Bürger, also in diesem Falle die Stadt Essen, vom Kriege und den sonstigen Händeln des Staates nicht viel merken sollte, also unter dem Anschein der Schonung in die Nichtbeteiligung gedrängt wurde. Das von Berlin aus gewollte und geschürte Widerspiel dieses Verhältnisses war der ewige Streit zwischen Stadt und Stift Essen, der uns heute, bei der Kleinheit der Objekte, so seltsam anmutet. Er war das Spiegelbild der merkantilistischen Wirtschaftspolitik, und sein in Essen erbittert durchgekämpfter ideologischer Überbau war der Gegensatz zwischen dem lutherischen Stadtstaat und dem katholischen Landesstaat, der nicht zu schlichten war, weil er auf einer falschen Ebene ausgespielt wurde. Seit dem Ausbruch der Auseinandersetzungen mit der Reformation verlief das Spiel in Deutschland so. Die konfessio-

nellen Streitigkeiten hatten einen anderen Gegensatz verhüllt, der einen Riß mitten durch Europa legen sollte, dessen tiefe Wunde uns in unsern Tagen wieder schmerzhaft zum Bewußtsein kommt. Seitdem auf dem Wormser Reichstag von 1578 der Hilferuf des niederländischen Gesandten Marnix von St. Aldegunde ungehört verhallt war, konnte über die Lage des Deutschen Reiches kein Zweifel mehr sein. Wieder einmal schieden sich, wie einst in germanisch-deutscher Frühzeit, die beharrenden Festlandmenschen von den vorwärtsdringenden Völkern der Küste. Die modernen Seemächte: Holland, England, Frankreich, die Nachkommen der Seefranken, der Sachsen und Nordmänner, traten in bisher unbekanntem Ausmaß das Erbe der Wikinge an und bereiteten sich vor, ihren räumlichen und geistigen Gesichtskreis unendlich zu erweitern, erdbherrschende Mächte zu werden. Deutschland aber blieb zurück. Der Aufschwung der philosophischen Systeme, der Naturwissenschaften, des Welthandels und der Kolonisationen, alles das geschah, ohne daß das todsieche Römische Reich daran Anteil nahm, ohne daß deutsche Forschung und deutsche Unternehmung wesentlich daran beteiligt war, und ebenso sah Deutschland untätig zu, wie in seinem Rücken gleichzeitig die unheimliche Landmacht des russischen Reiches aufstieg, nur der Zufall eines Thronwechsels Friedrich dem Großen Ostpreußen und Berlin rettete. Deutschland als ein Ganzes sah nicht die der Nation gestellte Aufgabe, sich zu eigenem Leben zu entscheiden; vergebens hofften die Deutschen, „zur Nation sich zu bilden“. Das ist die deutsche Lage am Ausgang des 18. Jahrhunderts, und das Ende der drei reichsunmittelbaren Herrschaften im Bereich der heutigen Stadt Essen fiel mit dem Ende des Deutschen Reiches zusammen.

V.

Man wird es sich auch in politischen und geschichtlichen Dingen abgewöhnen müssen, in scharf abgegrenzten Kategorien und Perioden zu denken. Alles Dasein hat tiefere Schichten als die Erfahrung der Oberfläche erkennen läßt, und so reichen auch die zeitlichen Wurzeln tiefer hinab als der Blick der Gegenwart zugeben will. Daß der Versailler Friede von 1918 mit dem Westfälischen von 1648 aufs engste kausal verbunden ist, 270 Jahre sich also die Hände reichten, auch wenn es den Mitspielern wohl kaum bewußt wurde, ist schon öfters bemerkt worden. Wir dürfen aber getrost 500 Jahre zurückgehen und mit dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches von 1918 das Scheitern der Maximilianischen Reichsreform zu Beginn des 16. Jahrhunderts verknüpfen. So schnell stirbt ein altes Reich nicht.

Auch das altdeutsche Königtum ist langsam gestorben, von den Staufern bis zu den Habsburgern, durch die Jahrhunderte hindurch. Aber fünf Jahrhunderte konnten die tödliche Krankheit nicht rückgängig machen, die das Deutsche Reich zu Beginn der Neuzeit erfaßt hatte. Durch Reformation, Religionskrieg und verschleierte Fremdherrschaft hindurch siechte es dahin, während andere benachbarte Völker in glücklichen Unternehmungen darangingen sich in der Welt einzurichten. Der gescheiterte Versuch, diese Einbuße eines halben Jahrtausends wettzumachen, ist die Geschichte des 19./20. Jahrhunderts in Deutschland.

Es wird die Aufgabe späterer Geschichtsschreibung sein, die Gründe aufzuzeigen, warum es so kommen mußte, nicht so sehr in Anklage und Schuldweisung, als vielmehr in einer sorgfältigen Analyse der guten und schlechten Anlagen in unserm Volke, die es zu diesem Nibelungenschicksal gebracht haben. Heute und an dieser Stelle soll nur der Versuch gemacht werden, die in den vorhergehenden Abschnitten durchgeführte geistesgeschichtliche Untersuchung für unser engeres Gebiet bis zur Gegenwart tastend weiterzuführen.

Man sagt oft, die neuere Entwicklung der Stadt Essen habe mit der der alten abteilichen Stadt nichts zu tun, sie stelle einen Neuanfang dar. Ich kann dem nicht zustimmen. Das, was daran unerhört neu ist: der gewaltige Aufschwung der Industrie, die Zerstörung der alten Landschaft, die Zusammenballung landfremder Massen und ihre Zusammenschweißung zu einer neuartigen Einheit, das alles ist Oberfläche, Vordergrund. Der Hintergrund hat sich seit 1609 nicht mehr gewandelt als die preußisch-deutsche Welt überhaupt sich gewandelt hat. Er ist durch die Verbindung mit Brandenburg-Preußen gegeben, mit dem weiträumigen und vorandrängenden, oft gewaltsamen Unternehmungsstil der ostdeutschen merkantilen, feudalen und militärischen Energie des Machtstaates, zugleich mit dem aktiven, in die Welt wirkenden Lebensstil der lutherischen und reformierten Geistigkeit, wie sie sich in dem Essener Stadtstaat verkörperte.

Der Machtstaat an sich braucht nichts Böses zu sein, wie man heute manchmal gern glauben machen möchte. Macht gehört zu den natürlichen Grundlagen jeden Staates, und seit drei Jahrhunderten ist jeder Staat, der es sich leisten kann, Machtstaat. Verhängnisvoll wurde die staatliche Macht dem Deutschen, weil sie unnatürlich auftrat, in verkrampfter Anspannung, aus dem Willen heraus, geschichtlich von den Vorfahren verscherzte Positionen doch wieder hintenherum einzuholen. Aber den einmal verscherzten Augenblick bringt keine List mehr zurück. Klio,

die Muse der Geschichte, kann nur feststellen, daß zwar für sie Chronos, die Zeit, der Gott ist, aber für den Handelnden, dessen Chronik sie schreibt, immer nur Kairos, der Augenblick, den man rechtzeitig beim Schopf packen muß, wenn er nicht für immer enteilen soll. So wurde angesichts einer unlösbaren Aufgabe der deutsche Machtanspruch scharf und kantig, oft ohne daß es gewollt oder gemerkt war, und blieb deutsches Machtdenken bei seltsam abseitigen Formen, die in der übrigen Welt nicht mehr verstanden wurden oder, aus Selbsterhaltung, nicht mehr geduldet werden konnten, Formen, die im eigenen Volke vielfachen Widerspruch herausforderten und das hervorbrachten, was man schon gleich nach 1870 als Reichsverdrossenheit bezeichnete, mit einem Worte, dessen Übersetzung in eine andere Sprache schwerfallen möchte.

Aber das ist moderne Entwicklung nach 1870. Sonst bleibt der Hintergrund seit fast dreihundert Jahren der gleiche: die allmähliche und nicht immer hemmungslose Eingliederung in das System des neuen großräumigen, aus ostdeutschen, „preussischen“ und protestantischen Kräften gespeisten Machtstaates, eine Eingliederung, bei der ein Ausgleich mit den auch noch lebendigen beharrenden, katholischen und sonstwie westdeutschen Kräften nicht eben leicht war. Das also ist der Hintergrund, der den neuen vordergründigen Anblick entwickelt.

In der Tiefe aber wirken dieselben Kräfte, die seit langem hier im Revier tätig waren, der unverwüsthche Grund eines zähen, beharrlichen, fleißigen, hilfsbereiten, erfinderischen, aber schweren, nicht leicht fertigen, erdfesten und spröden Bauernstammes, dem Freude an Technik, am Basteln, am Probieren und auch an lärmender Betriebsamkeit der Hämmer, Räder und Haspeln eingeboren ist. Das war schon im Mittelalter so, und zeigt sich im 17. und 18. Jahrhundert in der Beweglichkeit der Schmiede, Schloßmacher, Gewehrbereiter und Ladenmacher, im Kleiseisenwerk der Bachtäler, im Klappern der Spinnräder und Webstühle, im Probieren, Mischen und Schnitzeln des Menschenschlages, dem Dinnendahl, Friedrich Krupp, der Apotheker Flashoff und so viele andere entsprossen sind, die die rheinisch-westfälische Wirtschaftsbiographie bereichert haben — oder auch nicht, weil sie namenlos geblieben sind. Das ist die beharrende Tiefe. Langsam und spät kam mit dem Industrieinsatz der Anschluß an die übrige Welt, die auch in diesen Dingen schon viel weiter war, zunächst unter der napoleonischen Forderung „Los von England!“ und dann in eigenständigem rastlosem Voranschreiten. Das Industriegebiet, das sich seit 1848 etwa hier entwickelt, ist die Erfüllung dessen, was 100 Jahre vorher, 1747, dem Werdener Johann Julius Hecker, der in Essen

Schüler von Magister Zopf war, vorschwebte, als er in Berlin die erste „ökonomisch-mathematische Realschule“ gründete.

Fleißig ist man hier wohl immer gewesen, das liegt im Volksschlag. Schaffen war die Losung. Aber darüber vergaß man manches andere, und auch das ist nicht nur Oberfläche, sondern aus der Tiefe mitgebracht. Wie alt sind in Essen die Klagen über den „Schlender“, den man nicht verlassen will, und mindestens seit dem Dreißigjährigen Krieg ist für die ganze rheinisch-westfälische Gegend die ablehnende Einstellung zur Aufklärung und zum neuen Schrifttum zu bemerken. Man sperrt sich gegen alles neue Gedankengut ab, gegen neue politische Ideen und gegen den neuen Wirtschaftsstil, und die Dürftigkeit des geistigen Lebens der alten Reichsstadt lag nicht nur in ihrer politischen und räumlichen Enge begründet. Es ist dies vielleicht der Polykratesring der Technik: das Opfer der Einbuße an kultureller Mitarbeit, das der Mann der Technik, der rastlos schaffenden Arbeit bringen muß, da ja einer nicht alles kann.

Das ist nun Oberfläche und Tiefe zugleich, Vordergrund und allgemein neudeutscher Hintergrund.

Seit über 200 Jahren hören die Klagen nicht auf, daß das Deutsche Reich nicht mehr das Vaterland einer Nation sei. Die Deutschen hatten nicht mehr den Charakter einer Nation. „Fast sollte man meinen“, sagte Lessing, „dieser sei: keinen haben zu wollen.“ Da in dem zerrissenen und wirtschaftlich und politisch rückständigen Deutschland ein wurzelechtes Nationalgefühl nicht aufkommen konnte, verkümmerte die Nation und fand nicht den Anschluß an die übrige Welt, die sich zu neuem Aufbruch anschickte und auch den friderizianischen Staat mit Gamaschendienst und aufgeklärtem Despotismus, den Lessing schon als veraltet empfand, weit hinter sich gelassen hatte, wie das schmerzliche Erwachen nach Jena und Auerstedt zeigte. Neue Hoffnungen erstickte dann der Wiener Kongreß. Wieder wurde Deutschland hinter den geistigen Stand der Welt zurückgedrängt, verharnte im alten überwundenen Feudalismus, der das Werk freier Geister wirkungslos machte. Ein unabhängiges, seines Wertes bewußtes Bürgertum fehlte, und das wurde zum Verhängnis, als nach dem Aufschwung von 1870 die materiellen Interessen alle anderen zu verschlingen suchten, der Staat an die Stelle des Vaterlandes, der Industriekonzern an die Stelle des persönlich verantwortlichen Unternehmers, die Masse an die Stelle von Arbeitern, Handwerkern, Technikern trat. Das war überall so. Es traf hier im Ruhrgebiet aber auf die alte rein technische Einstellung, und so konnte von der gewaltigen Aufbauarbeit in Industrie und Bergwerk, die ein so bewundernswürdiges Maß an Einsatz, Mühe und hingebender Liebe zur

Sache darstellt, bei den Unternehmern wie bei den Arbeitsheeren, doch nicht der die Nation belebende und erneuernde Einfluß ausgehen, den man erwarten könnte. Das ist nur eine Feststellung. Als es galt, im neu errichteten Deutschen Reich neue Wege des politischen und sozialen Denkens zu finden, die frei von der alten feudalistischen Einstellung Deutschland aus seiner schon so lange währenden geistigen Isolierung herausführen könnten, fehlte die Hingabe an die tiefer liegenden sittlichen Gewalten, die allein erst imstande sind, den Dämon der Macht zu bändigen und ein Volk in Freiheit zu Selbstverantwortung und Selbstgestaltung trotz aller Massenkomplexität zu gestalten.

Auch die Wirtschaft ist ein Machtwesen. Sie besitzt deshalb auch die Dämonie solcher über die Einzelperson hinausgehender Tiefengewalten. Sie ist ein Dämon. Das wirtschaftliche System, das Jahrhunderte hindurch Versäumtes nachholen wollte, die Kräfte der Industrie und der Technik weit über seine natürlichen Grenzen hinaus hochtrieb und dabei das Letzte an menschlicher Energie und Hingebung hervorholte, Menschenmassen scheinbar aus dem Boden hervorstampfte, der schon so viel an natürlichen Schätzen hergegeben hatte und immer noch gab, der eine übermäßige Bevölkerung trug und dabei seine jahrtausende alten Landschaftszüge verlor, sich mit Rauch und Schwaden und bisher unerhörter Häßlichkeit und Enge der Wohnstätten überzog, so daß die heimatlos gewordenen Menschen erst wieder künstlich auf dem Umweg über ihre Werkheimat eingewurzelt werden mußten, ein System, das den Wettbewerb mit der halben Welt mutig aufnahm und seine Zahlen der Förderung und des Ausstoßes an Kohle und Eisen unmittelbar mit denen der an natürlichen Hilfsmitteln weit überlegenen Konkurrenten maß, barg ungeheuerliche Gefahren in sich und brauchte ein Korrektiv sittlich (nicht politisch) verpflichtender Art, um diese gewaltige dämonische Macht bändigen und beherrschen zu können.

Diese Aufgabe ist versäumt, ja nicht einmal gesehen worden. Technik ist keineswegs notwendig die Entfaltung eines Machtwillens über die Natur. In unserm Falle aber war sie es wohl doch, weil das Maß der Natur überschritten wurde. Die inneren Kräfte des Menschen konnten nicht in dem Maße überangespannt werden wie seine äußeren, die politische Einsicht nicht mit der wirtschaftlichen und technischen Schritt halten. Freilich ist das Ziel der Wirtschaft der Verdienst, ist das Ziel des Staates Macht. Beides aber, weder Verdienst noch Macht, ist nicht das Ziel des Menschen, des Volkes. Das ist vielmehr seine gebändigte Freiheit, die Freiheit trotz der Wirtschaft, trotz des Staates, trotz der Masse.

Aber, und nun kommen wir zu unserm Ausgangspunkt zurück, hierfür gab es keine Tradition in Essen. Der alte Stadtstaat war Enge und Unfreiheit, war Bindung an zu enge Sicht, trotz persönlicher Ellenbogenfreiheit eines großen Teils seiner Bürger. Die preußische Herrschaft bis 1856, bis zur endlich gewährten Einführung der freieren Städteordnung, war auch nicht eben der Entfaltung der freien Persönlichkeit günstig, trotz allen liberalen Strömungen in der Bürgerschaft. Dann kam der große technische und wirtschaftliche Aufstieg und fesselte alles Denken und Fühlen an sich. Man ging auf in seiner Arbeit und im Nahe-liegenden: dem Erwerb, dem Planen und Schaffen.

Bis plötzlich das Ende des Weges vor dem entsetzten Blick stand . . .

Es ist das Wesen weltgeschichtlicher Schuld, daß sie dem einzelnen zwar angerechnet wird und sich an ihm erfüllt, daß sie ihm aber eigentlich gar nicht angerechnet werden kann, da viel mächtigere Triebkräfte im Spiele sind als das bißchen Eigenwille des einzelnen. So spricht der Seher, Hölderlin:

Wer hub es an? Wer brachte den Fluch? Von heut
ist's nicht und nicht von gestern, und die zuerst
das Maß verloren, unsre Väter,
wußten es nicht, und es trieb ihr Geist sie.

Die Anfänge der ruhrländischen
Koksindustrie

Von
Hans Spethmann

Inhalt

	Seite
1. Die frühesten Versuche mit der Steinkohle	34
2. Die Koksmeilerei bei Witten um 1810—1816	38
3. Das Aufblühen von Koks Brennereien bei Essen 1810-1820	40
4. Der erste dauernd betriebene Koksofen des Ruhrreviers 1821 und seine Nachfolger bis 1831	42
5. Die Wittener Koksmeilerei 1826—1831 und die zeit- weise Aufsicht der Bergbehörde	49
6. Die Fortschritte in der Weiterentwicklung der Verkokung im rheinischen Revier während der dreißiger Jahre bis zu den Doppelöfen	52
7. Die Ruhrorter Öfen bei Dahlhausen um 1839	58
8. Die vergeblichen Versuche in der Hörder Gegend 1838—1841	60
9. Die Ausbreitung der Koksöfen im rheinischen Revier Anfang der vierziger Jahre	63
10. Betrieb und Konzession der Koksöfen 1845	67
11. Der Kokshandel mit den Eisenbahnen	69
12. Die Anfänge einer Verkokung in Öfen im westfälischen Revier seit 1846.	70
13. Die Schaumburger Öfen seit 1847	73
14. Die Dortmunder Koks Brennerei der Köln-Mindener Eisenbahn 1848	76
15. Der Einzug des Steinkohlenkoks im Hochofen 1850	77
16. Der Untergang der Wittener Koksmeilerei	82

Die Anfänge der ruhrländischen Koksindustrie

Von Hans Spethmann

Wie über den älteren Bergbau an der Ruhr, so wußten wir bislang auch über die Anfänge einer Verkokung daselbst herzlich wenig. Die einzige Nachricht, die seit 1905 immer wieder überliefert wird, besteht in den wenigen Worten, 1789 sei unter der Leitung des Bürgermeisters Engels auf Gruben bei Witten Koks gebrannt und an die Hütten im Siegerland abgesetzt. „Bis zum Jahre 1816 fehlen sodann“, so lautet der nächste Satz, „jegliche weiteren Angaben über die Koksindustrie, weshalb anzunehmen ist, daß die Kohlenverkokung am Schluß des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts ruhte.“

Über diese fünf Zeilen ist unsere Kenntnis bis zum Jahre 1816 mittlerweile kaum hinausgekommen. Daran anschließend berichtet der 9. Band des Sammelwerkes über den Niederrheinisch-Westfälischen Steinkohlenbergbau ebenso kurz, daß bis 1830 in der Wittener und Essener Gegend Koksberbeitungsanstalten mit offenen Meilern unter Verwendung von Stückkohlen betrieben seien, und daß 1836 die ersten geschlossenen, auch zur Verkokung von Kleinkohle geeigneten Öfen errichtet wurden.

Es ist demnach mit unserem Wissen über die Herkunft und die Frühzeit des ruhrländischen Kokereiwesens noch recht dürftig bestellt, auch heute noch, wo der Ruhrkoks eine bedeutend wichtigere Rolle als die rohe Förderkohle spielt. Ich habe deshalb, um die historischen Zusammenhänge aufzuhellen und zu wahren, seit längerem alle einschlägigen Angaben gesammelt, soweit sie mir bekannt wurden, wofür in erster Linie archivalische Quellen der verschiedensten Art in Betracht kamen, so namentlich zahlreiche Akten des Oberbergamtes Dortmund und der in Betracht kommenden Bergreviere, der Staatsarchive Münster und Dahlen, der Stadt Witten und seines Museums sowie des Haniel-Archivs, des Archivs der Gutehoffnungshütte und des Kruppschen Archivs.

Wertvolle Hinweise boten ferner die Essener Grevel-Sammlung, das Tagebuch des Fabrikenkommissars Eversmann, eine Handschrift von Dr. Brüggemann über das Kokereiwesen der Essener Zeche ver. Sälzer und Neuak und ausführliche Auskünfte aus mehreren Familienkreisen. Dazu kamen viele Einzelangaben an weit verstreuten Stellen; wobei jedoch nicht vergessen sei, wie häufig die Ausbeute beim Nachforschen auch negativ ausfiel.

Demgegenüber ist das gedruckte Schrifttum nur zur Ergänzung herangezogen, insonderheit die Arbeit von Simmersbach über die Koksfabrikation im Oberbergamtsbezirk Dortmund vom Jahre 1887, das genannte Sammelwerk, Karstens Archiv, die frühesten Jahrgänge der Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen und verschiedene der älteren Zeitungen und Wochenblätter.

Der im nachstehenden veröffentlichte Text ist eine Umarbeitung meiner mehr als doppelt so großen, überdies von zahlreichen Zeichnungen begleiteten handschriftlichen Darstellung über den gleichen Gegenstand. Sie hält daraus die Leitlinien der ruhrländischen Kokereientwicklung fest, soweit ich sie bislang erforschen konnte. Ich gab sie zum ersten Male am 14. September 1942 in einem Festvortrag anlässlich der 50. Sitzung des Kokereiausschusses des Bergbauvereins bekannt. Eine Wiederholung des Vortrages vor dem Essener Historischen Verein, die zweimal angesetzt war, mußte ausfallen, da in beiden Fällen sich kurz zuvor schwere Luftangriffe ereignet hatten.

1. Die frühesten Versuche mit der Steinkohle

Seit vielen Jahrhunderten war es im Ruhrgebiet und in seinem weitesten Umkreis Brauch gewesen, bei der Gewinnung von Eisen zusätzlich Holzkohle zu verwenden. Hiermit wurde ein gutes Eisen erzeugt, so daß von diesem Verfahren abzugehen kein Grund vorgelegen hätte, wenn nicht nach und nach in unseren Gegenden ein bedenklicher Mangel an Holz aufgetreten wäre. Seit Anfang des 18. Jahrhunderts rissen die Klagen über die Verwüstungen der Wälder nicht ab.

Mittlerweile entwickelte sich an der Ruhr die Förderung von Steinkohlen so kräftig, daß sich die Eisenfabrikanten ihrer anstatt der Holzkohle bedienen konnten, was die Preußische Regierung sogar lebhaft wünschte. Als der Geheime Finanzrat v. Hagen das Märkische Bergwesen bereiste, gab er am 17. März 1755 dem Frhr. v. Wenge, dem Schöpfer der Antonihütte bei Oberhausen, ausdrücklich auf, bei der Darstellung von Eisen die Verwertung von Steinkohlen ernsthaft zu erwägen. Aber hier wie anderswo fielen die Versuche wenig vorteilhaft aus, so daß der Gedanke auftauchte, die Steinkohlen vorher „abzuschwefeln“, zumal es in England schon seit längerem mit gutem Erfolg in Meilern und sogar in geschlossenen Öfen geschah und nebenher noch Teer abfloß. Das Produkt hieß Coaks, in dem die Wurzel des Wortes „kochen“ stecken soll. Es handelte sich also gewissermaßen um „gekochte Steinkohlen“, die sich bei der Eisendarstellung besser als rohe Steinkohlen gebrauchen ließen.

Die englischen Erfahrungen wurden in Deutschland durch ein Buch bekannt, das 1757 bis 1769 Gabriel Jars über seine „Metallurgische Reisen zur Untersuchung und Beobachtung der vornehmsten Eisen-, Stahl-, Blech- und Steinkohlenwerke in Deutschland, Schweden, Norwegen, England und Schottland“ herausgab und das einige Jahre später Oberberggrat Gerhard ins Deutsche übersetzte. Hierin waren in der 10. Abhandlung die Bergwerke von Newcastle mit ihrer Abschwefelung von Kohlen eingehend beschrieben.

Auf deutschem Boden wurden zum erstenmal 1765 Steinkohlen verkocht, und zwar in neun Muffelöfen zu Sulzbach im Saarrevier. Um die gleiche Zeit stellte der Preußische Kriegs- und Domänenrat Johann Friedrich v. Pfeiffer bei Aachen Versuche mit Steinkohlen in Meilern an, um Koks, aber auch andere Erzeugnisse zu gewinnen, wobei er in den nächsten Jahren zu geschlossenen Öfen überging. Er legte seine Erfahrungen im April 1771 in einem Promemoria nieder, das er mit der Bitte um geldliche und ideelle Unterstützung dem Berliner Generaldirektorium überreichte, welches darüber von der Physikalischen Klasse der Preußischen Akademie der Wissenschaften ein Gutachten einholte. Es fiel völlig ablehnend aus und erklärte, wie berichtet wird, Pfeiffer sogar für einen Narren! Bei dieser Sachlage konnten sich Berggrat Gerhard und Kammerrat Cramer für Pfeiffer nicht einsetzen, die erbetene Unterstützung blieb aus.

Pfeiffer ließ sich jedoch nicht entmutigen. Er veröffentlichte 1774 und 1777 zwei Schriften mit näheren Angaben über seine Versuche und schrieb später über seine Entdeckung im „Magazin für Westphalen“, die von ihm rektifizierten Steinkohlen würden noch einmal soviel Dienste tun als Holzkohlen; die Grafschaft Mark besitze einen Überfluß guter Steinkohlen, die man jetzt mit vielen Kosten nach dem Klevischen schaffe, um nicht auf ausländische Kohlen angewiesen zu sein; würden sie an Ort und Stelle rektifiziert, womit er meint, durch Destillation verkocht, so gewönnen sie zwar an Umfang, würden aber um ein Drittel leichter und auch viel härter, folglich wäre der Transport um ein Drittel wohlfeiler. Diese und andere Worte bekunden, daß Pfeiffer die Bedeutung der Verkokung mit weitem Blick übersah. Leider führten seine Experimente nicht zu praktischen Ergebnissen.

Die einmal angeschnittene Frage kam aber nicht wieder zur Ruhe. Als 1781 Eberhard Pfandhöfer die Hütte Gute Hoffnung bei Sterkrade ins Leben rief, sollte er auf Verlangen der preussischen Regierung dem Bergamt einen Plan vorlegen, „wie er mit abgeschwefelten Kohlen, gleichwie es in Engelland und Frank-

reich geschähe, eine Probe anzustellen gedächte“. Das Bergamt wünschte auch Versuche in dieser Richtung, worauf es in den nächsten Jahren mehrfach zurückkam. Außerdem stellte es Pfandhöfer den Fabrikenkommissar Eversmann zur Seite, der sich bereits in der schlesischen Eisenindustrie um die Einführung von Steinkohlen verdient gemacht hatte. Hier schwefelte um die gleiche Zeit der spätere Oberberghauptmann von Reden probe-weise Steinkohlen in Meilern ab, aber auch in Öfen nach einer von Eversmann herrührenden Methode, wobei der Ofenkoks besser als der Meilerkoks war, so daß Reden das Abschwefeln in Meilern einstellen ließ.

In gleicher Weise stellte Eversmann im Sommer 1783 gemeinsam mit Bergassessor Morsbach im Ruhrgebiet Versuche an, die Steinkohle nach der von Jars beschriebenen Methode abzu-schwefeln. An einer Stelle seiner „Autographie“, wie er sie nennt, heißt es über diesen bedeutsamen Vorgang: „Es war im Sommer 1783, als die Sonne immer blutrot durch den sinkenden Nebel schien und der Champagner ähnlich Rheinwein wuchs, als ich und mein Freund, der Bergassessor Morsbach, bei Witten an der Ruhr in der Grafschaft Mark Steinkohlen abschwefelten. Wir hatten den Befehl dazu vom Minister von Heinitz erhalten, und dies war der erste Versuch, der in preußischen Staaten mit dieser hüttenmännischen Arbeit gemacht wurde, die damals nur aus Jars' metallurgischen Reisen bekannt war. Es gelang uns voll-kommen, und wir bestimmten auch durch Abdampfung von Wasser die Wirkung der abgeschwefelten Steinkohlen gegen rohe und gegen Holz und Holzkohlen.“

Im Zusammenhang mit dem Vorgang in Schlesien darf man wohl annehmen, daß Eversmann 1783 bei Witten und später, 1790, auch in Sterkrade bei Pfandhöfer Koks in Öfen erzeugte, als er bei diesem einen Versuch mit abgeschwefelten Steinkohlen anstellte. Leider mißriet er gänzlich, weil das Gebläse zu schwach war, worüber Eversmann 1804 in seiner bekannten „Übersicht der Eisen- und Stahlerzeugung auf Wasserwerken in den Ländern zwischen Lenne und Lippe“ eingehender berichtet.

Mittlerweile bemühte sich E. A. Jägerschmid in einer Schrift „Bemerkungen über Metallische Fabriken der Grafschaft Mark“, die er 1788 zu Durlach herausgab, um die Entwicklung einer Koksindustrie, die auf den Steinkohlen der Ruhr fußte. Im Ruhr-gebiet liefern, so äußerte er, einige Gruben Kohlen, die zur Ab-schwefelung ebensogut geeignet sind wie er sie in England ge-funden habe. Versuche hätten ihn davon überzeugt, daß von einer auf dem Ruhrbergbau anzulegenden „Teer- und Abschwefelungsfabrik“ ein außerordentlicher Nutzen zu erwarten sei. Der Koks oder die abgeschwefelten Steinkohlen wären in den

Stahlraffinierhütten sowie in allen Kleinschmieden mit bestem Erfolg zu verwenden, dagegen nicht beim Verfrischen des Roheisens; zu dieser Arbeit seien sie, wie er sich endlich überzeugt habe, niemals zu gebrauchen.

Aus diesen Auslassungen geht deutlich hervor, daß Jägerschmid den Dingen mit Eifer und größtenteils auf richtigem Wege nachgegangen war, doch schienen sich die Hoffnungen auf die abgeschwefelten Steinkohlen nicht so bald zu erfüllen, da das derart gewonnene Eisen beim Ausschmieden zu reißen anfang und zuletzt unter dem Hammer in lauter kleine Stücke zersprang. Deshalb bediente man sich auch wohl 1794, als Leopold Wilhelm Schmölder und seine Gesellschaft unter der Direktion des Fabrikenkommissars Eversmann die Isselburger Eisenhütte gründeten, nicht der abgeschwefelten Steinkohlen, sondern setzte dem Möller in geringer Menge rohe Steinkohlen bei, die von der Ruhr kamen. Nach Eversmann war das Ergebnis günstig.

Ein entscheidender Fortschritt in der Verwertung von Steinkohlenkoks wurde erst erzielt, als in Oberschlesien gewisse Versuche von Erfolg gekrönt waren. Nach verschiedenen Rückschlägen, so daß man wieder zur Holzkohle gegriffen hatte, glückte es hier am 22. September 1796, jede Art von Eisenstein bei Steinkohlenkoks niederzuschmelzen. Auf dieses wichtige Ergebnis wurde nunmehr im Ruhrgebiet häufiger hingewiesen, aber eine unmittelbare Auswirkung können wir zunächst nicht feststellen. Wir erfahren nur von einem vereinzelt Versuch, als am 4. Februar 1808 die Hütten Neu-Essen und St. Antony, die seit 1805 den Brüdern Gerhard und Franz Haniel sowie Gottlob Jacobi gehörten, an den preußischen König eine Eingabe richteten, für ein Roheisen, das zur Gewinnung feiner Gußwarendienen sollte, Steinkohlen verwenden zu dürfen, wobei man die Kohlen gleich auf den Zechen abzuschwefeln wünschte. Hiermit war das Oberbergamt am 17. Mai 1806 einverstanden. Nach den örtlichen Verhältnissen und den Transportmöglichkeiten, vor allem aber im Rahmen der späteren Entwicklung kam hierfür nur die Zeche ver. Sälzer und Neuak im Westen der Stadt Essen in Betracht. Darüber hinaus können wir aber nicht erraten, ob es sich um Koksmeiler oder Koksöfen handelte. Simmersbach erwähnt zwar 1887 in seiner verdienstlichen Arbeit, 1808 sei auf der genannten Zeche Koks im Ofen dargestellt, seine Quelle für diese Angabe ist mir aber nicht bekannt geworden, der weitere Lauf der Dinge spricht mehr für Koksmeiler.

Währenddessen ging die Holzmeilerei weiter, und zwar, wie es scheint, immer in der gleichen Weise, bis 1801 Jacobi auf der Antonihütte eine Neuerung einführte, die schon anderorts probierten liegenden Meiler. Bei diesen wurden die Holzscheite in

vier Fuß Länge nebeneinander gelegt, wobei aber mit Hilfe von kleineren Scheiten der Meiler doch eine abgeplattete Form erhielt, so daß man die Rasendecke festlegen konnte. Diese Art von Holzmeilern hatte den Vorteil, daß man lange Scheite verwenden konnte, keine künstlich hergerichteten Meilerplätze benötigte und sich auch nicht an die Form der Meiler zu halten brauchte, wie Eversmann berichtet. Zugleich fiel das Ergebnis etwas günstiger aus.

Mittlerweile wurde der Holzangel immer fühlbarer. So schildert der erste Jahrgang des „Bergischen Archivs“ von 1809 recht anschaulich, wie trotz der herrschenden Holzarmut noch viele holzverschlingende Fabriken vorhanden sind; die abgeschwefelten Steinkohlen würden so wenig benutzt. Noch 1817 klagt in ähnlichem Sinne der „Westfälische Anzeiger“. Tatsächlich muß der Holzverbrauch enorm gewesen sein. So ersehen wir, daß die Oberhausener Antonihütte die Holzkohlen aus den Essener Waldungen bezog, aber auch aus dem Rellinghausenschen unterhalb Steele und sogar aus der Grafschaft Mark. Die meisten waren aus Hainbuchen und Erlen gewonnen worden.

Immer lauter erhoben sich jetzt Stimmen, abgeschwefelte Steinkohlen anstatt Holz zu benutzen, wobei man sich aber darüber klar war, welche technischen Hemmungen dem einstweilen noch entgegenstanden. Der „Hermann“ schreibt am 28. März 1815, die bei der westfälischen Eisenindustrie eingeführten Gebläse seien nicht hinreichend, um die außerordentliche Masse Luft herzugeben, die der Steinkohlenkoks erfordere; es seien eiserne Zylindergebläse notwendig, die gewöhnlich nur durch Dampfmaschinen in Bewegung zu bringen sind. „Möchte doch unser erfahrener und einsichtsvoller Herr von Bülow zu Düsseldorf, welcher zur Beförderung des Handlungs- und Fabrikenwesens so tätig wirkt, diese Angelegenheit prüfen!“, so wandte man sich öffentlich an einen namhaften Vertreter der Preußischen Regierung. Einstweilen fruchteten aber diese Bemühungen nicht.

2. Die Koksmeilerei bei Witten um 1810—1816

Unabhängig von den vorstehend genannten Bestrebungen kam bei Witten eine Koksmeilerei auf. Ich habe mich seit längerem auf den verschiedensten Wegen bemüht, darüber etwas Zuverlässiges in Erfahrung zu bringen. Dem stand aber die Schwierigkeit gegenüber, daß es sich um Anlagen handelte, die einzelne Gewerkschaften als private Unternehmer besaßen und betrieben und die damit auch unter dem Direktionsprinzip der Pflicht enthoben waren, der Bergbehörde Bericht zu erstatten, so daß selbst diese zunächst kaum im Bilde war. Sie konnte sich mit der Ver-

kokung nur beim Verkauf von Steinkohlen an die Meilereien befassen, dann hatte sie Preis und Menge der Kohlen zu genehmigen.

In diesem Zusammenhang fand ich schließlich nach vielen Fehlschlägen des Rätsels Lösung. In den monatlichen Steigerberichten über die Gruben der Wittener Gegend sind inmitten umfangreicher und meist nur schwer lesbarer Bände gelegentlich Einzelangaben über Koksmeilereien eingestreut. Meine Ausbeute daran dürfte noch nicht vollständig sein, aber doch das Wesentliche getroffen haben.

An Hand dieser Bemerkungen erfahren wir, daß etwa seit 1810 bei Witten laufend Meilerkoks aus Steinkohlen erzeugt wurde. Die Anlagen dafür konnten bei Witten vorankommen, weil hier eine geeignete Kokskehle zur Verfügung stand. Das war zwar auch an anderen Stellen des damaligen Ruhrreviers der Fall, namentlich bei Hörde. Wenn trotzdem nur bei Witten Koksmeilereien betrieben wurden und sich zu halten verstanden, so aus dem Grunde, daß sie an der wichtigen und ausgebauten Absatzstraße lagen, die über Wetter und Hagen ins Lennetal und damit zur Eisenindustrie des Süderlandes und des Siegerlandes führte. Gerade diese günstige Absatzlage war letzstens der entscheidende Grund dafür, daß man bei Witten jahrelang Steinkohlen in Meilern verkokte.

Die erste Angabe über eine Meilerverkokung bei Witten finden wir 1810 an Hand einer vereinzelt Bemerkung bei der Zeche Hamburg, die im Osten der Stadt Witten lag. Für die Zeit vom 16. Mai bis zum 19. Juni heißt es, „Herr Schloensbach verlangte von dieser Zeche etliche tausend Ringel zur Abschwefelung“. Der Genannte muß demnach irgendwo bei der Zeche Hamburg eine Verkokung betrieben haben. Vielleicht sollte die Kohle nur Versuchszwecken dienen und es war demnach nur ein einmaliger Vorgang. Die Bergbehörde vermerkt am Rande, „darauf halten, daß, sobald diese tausend Ringel gefördert sind, solche auch sofort bezahlt und verrechnet werden“.

Dann hören wir im Juli 1815 Weiteres. In diesem Monat verkaufte die Grube Hamburg 900 Ringel melierte Kohlen „zu der Abschwefelung“, die zu 43 800 Pfund Koks verbrannten, wobei 350 Ringel kleine Kohlen übrigblieben, die man zu 4 Stüber den Ringel absetzte. 100 Pfund Koks kosteten 21 Stüber. Zu gleicher Zeit war ein Versuch mit Koks auf der nahen Zeche Portbank angestellt. Hier wurden im Juli 1815 234 Ringel melierte Kohlen abgeschwefelt und davon 134 Zentner Koks verkauft, den Zentner zu 110 Pfund gerechnet. Dabei steht der Satz, „diese und die Abschwefelung von Hamburg haben gar keine Verhältnisse“, was bedeuten soll, daß die Ergebnisse der beiden Gruben nicht

zueinander passen, wie in der Tat die Zahlen belegen. Das Bergamt ordnete ferner eine Reihe von Maßnahmen an, die sich aber nicht auf den technischen Hergang beziehen, sondern gemäß dem Direktionsprinzip nur auf eine Kontrolle der Kohlenpreise.

Immerhin aber wird auf sein Verlangen hin auf der Zeche Hamburg ein „Versuch der Abschwefelung“ vorgenommen. Es wurden 75 Normalringel melierter Kohlen gewogen, davon waren 8483 Pfund große und 7416 Pfund kleine Stücke. Hiervon erhielt man 4036 Pfund Koks. Die Berechnung ergab einen Überschuß von 1 Taler 37 Stüber. Nach den Angaben des Unterschichtmeisters Eckardt waren in diesem Jahre 550 Normalringel melierte Kohlen abgeschwefelt worden, so daß bei der Abschwefelung ein Überschuß von 119 Taler erzielt war. Dabei sei noch zu berücksichtigen, daß sich das Flöz Nr. 3, aus dessen Kohlen der Koks erzeugt wurde, nicht gut zum Landabsatz eigne.

Dann reißen die Angaben bei der Zeche Hamburg für ein Jahrzehnt ab, die Koksmeilerei dürfte dort zum Erliegen gekommen sein. Von anderen Zechen der Wittener Gegend sind mir Angaben aus diesen Jahren nicht zu Gesicht gekommen.

Rückblickend dürfen wir wohl den Schluß ziehen, daß die eingangs gebrachte Nachricht des Sammelwerkes, wonach 1789 bei Witten Koks gebrannt und an die Hütten im Siegerland abgesetzt wurde, durchaus richtig sein kann und als Vorläufer dieser Entwicklung zu deuten ist. Hierbei scheint es sich aber wiederum mehr um einen Einzelfall einer Koksgewinnung gehandelt zu haben, sonst wäre auf den Hergang wohl häufiger Bezug genommen.

3. Das Aufblühen von Koks Brennereien bei Essen 1810—1820

Ohne Zusammenhang mit den Vorgängen bei Witten entstanden in diesen Jahren bei Essen Koks Brennereien. Die erste, von der wir hier hören, führt uns in das Jahr 1816. Offenbar befinden wir uns in einer Zeit, in der eine stärkere Nachfrage nach Koks vorliegt. Die Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen, die 1810 unter Hinzutritt von Heinrich Huyssen aus den Hütten Neu-Essen, St. Antony und Gute-Hoffnung hervorgegangen war, betrieb bei dem Schacht Josina von ver. Sälzer und Neuk eine Koks Brennerei. Nach einem Bericht von Markscheider Bauer an das Essensche Bergamt wurde der Koks in Meilern gewonnen, wobei man die Brocken der Steinkohle verwertete und hierbei einen Gewichtsverlust von 20% in Rechnung stellte. Genaueres über die technische Konstruktion, namentlich darüber, ob die Meiler ummauert waren, erfahren wir auch diesmal nicht. Be-

achtlich ist aber immerhin die Nachricht, daß man offenbar nur kleinstückige Kohle verwendete.

Im gleichen Jahr 1816 verkokte auch schon Friedrich Krupp für seine damals noch bei Altenessen gelegene Gußstahlfabrik Kohlen, und zwar Steinkohlengrus, den er laufend von ver. Sälzer und Neuak bezog, also wiederum feinere Kohlen. Er legte dabei größtes Gewicht darauf, Kohlen von dem wertvollen Flöz Röttgersbank zu erhalten, weil er andere Kohlen nicht für seinen Gußstahl verwenden könne. Er stellte in diesen Jahren auch Koks für die Düsseldorfer Münze her, worüber ein längerer Schriftwechsel vorliegt. Und als er kurz darauf an die Errichtung eines Schmelzgebäudes an jener Stelle ging, von der aus sich später die Gußstahlfabrik entwickeln sollte, berechnete er, um 100 Pfund Gußstahl zu schmelzen, seien 10 Gang Stückkohle zu je 175 Pfund notwendig, die etwa 1200 Pfund Koks ergaben.

Außerdem schwefelten F. Ascherfeld und H. Crone Steinkohlen bei Essen ab. Bei Crone handelte es sich um den Inhaber einer Wirtschaft, die in Altendorf dort lag, wo der Zechenweg von ver. Sälzer und Neuak in die Essen-Weseler Landstraße einmündete. Sie war ein beliebter Treffpunkt der Gewerken, zu denen Crone selber zählte. In ihren Räumen fanden oft die Amtshandlungen der Bergbehörde statt, wenn sie in der dortigen Gegend zu tun hatte.

Im Sommer 1819 machte der Münzmeister Noelle einen Schmelzversuch mit dem Cronaschen Koks, der aber unbefriedigend ausfiel: er träufelte während des Feuerns stark ab, verschlackte bei anhaltendem Schmelzen den Rost und griff den Tiegel stark an. Bei all diesen Nachrichten und auch anderen erfahren wir wiederum nichts Genaueres darüber, wie Friedrich Krupp, Ascherfeld und Crone ihren Koks erzeugten. Da wir aber bei der Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen ausdrücklich von Meilern hörten, dürfen wir annehmen, daß bei den andern Genannten die Koksgewinnung in gleicher Weise geschah, es sei denn, daß irgendwelche gegenteiligen Nachrichten aufgefunden werden.

Das Unternehmen Jacobi, Haniel und Huyssen bemühte sich weiterhin, bei der Verhüttung den Steinkohlenkoks zu verwenden, was aber nicht zu dauerndem Erfolg führte, weil das Flöz Röttgersbank die zur Verkokung erforderlichen Kohlenmengen nicht liefern konnte. Resigniert schrieb es deshalb in einem Rückblick vom 12. September 1820 dem Essenschen Bergamt: „Was den Betrieb des Hochofens mit Koks betrifft, so werden dafür wohl nie bei der jetzigen Verwaltung der Röttgersbank Aussichten kommen, um je dieselben statt der bis hierhin gebräuchlichen Holzkohlen verwenden zu können.“

Eine Hauptschwierigkeit bestand zweifellos darin, daß die Sterkrader Hüttengewerkschaft innerhalb des Essen-Werdenschen und Mülheimschen lediglich auf Kohlen von ver. Sälzer und Neuak zurückgreifen mußte. Diese Zeche war die einzige, die die drei Vorzüge in sich vereinigte, geeignete Kokskohlen zu besitzen, regelmäßig in Förderung zu stehen und gleichzeitig modern im Sinne der damaligen Tage eingerichtet zu sein. Sie hatte als eine der ersten innerhalb des Ruhrgebietes eine mit Dampf betriebene Wasserhaltungs- und Fördermaschine erhalten, besaß zwei Tiefbauschächte, Arnold und Josina, und ein dritter, der Waldthausenschacht, wurde gerade im Sommer 1820 in Angriff genommen.

Besonders gesucht für die Zwecke der Verkokung war ihre Kohle aus Flöz Röttgersbank, über deren Güte wir eine Nachricht in den umfangreichen „Untersuchungen über die kohligten Substanzen des Mineralreichs überhaupt, und über die Zusammensetzung der in der preußischen Monarchie vorkommenden Steinkohlen insbesondere“ besitzen, die ein nichtgenannter Verfasser 1826 im 12. Band von Karstens Archiv veröffentlichte. Danach war das Flöz Röttgersbank 54 Fuß mächtig und bestand aus reiner, dunkelschwarzer Kohle, die mehr Seidenglanz als Pechglanz besaß und mürbe und weich war. Wegen ihrer starken Zerklüftung senkrecht zur Schichtung wurde sie gewöhnlich für Blätterkohle gehalten. Sie hinterließ bei trockener Destillation 78,6% einer äußerst stark aufgeblähten Backkohle und ergab beim Einäschern kaum 0,1% erdige Gemengteile, gewöhnlich aber noch weit geringer. Die Backkohle setzte sich aus 88,7% Kohlenstoff, 3,2% Wasserstoff und 8,1% Sauerstoff zusammen. So konnte ver. Sälzer und Neuak nach den Auffassungen und Ergebnissen der damaligen Tage die beste Kokskohle liefern.

4. Der erste dauernd betriebene Koksofen des Ruhrreviers 1821 und seine Nachfolger bis 1831

Unabhängig von all diesen Bemühungen und Versuchen erhielt das Ruhrgebiet 1821 einen ersten planmäßig angelegten Koksofen, womit eine neue Entwicklung einsetzte, der geschlossene Ofen. Damit geht man endgültig, wenn auch nicht gleich gänzlich, zu dem Verfahren über, dessen man sich unter vielfachen Wandlungen bis heute bedient, nachdem es in Eversmann schon einen Vorläufer gefunden hatte.

Der Anstoß zu diesem Fortschritt scheint von anderen Revieren ausgegangen zu sein. Im rheinischen Westen kamen zuerst geschlossene Öfen bei Eschweiler auf, seit 1819 aber auch in Duttweiler bei Saarbrücken, wo sie auf Berghauptmann Herold zurück-

gingen. Es waren Burgundische Öfen, die nach Simmersbach an beiden Seiten je ein Schürloch besaßen, durch das die Kohlen eingebracht und später der Koks wieder ausgezogen wurden, und oben ein Rauchloch, das mit einem Schieber nach Bedarf geöffnet oder geschlossen werden konnte. Sie lieferten bei einer Brennzeit bis zu 60 Stunden und einem Ausbringen von 50% einen guten Koks, jedoch, wie eigens vermerkt wird, mit bedeutend höheren Arbeitslöhnen als beim Meilerbetrieb. Es war deshalb verständlich, wenn man in Duttweiler neben den Burgundischen Öfen die Meiler einstweilen beibehielt, zumal sie noch etwas verbessert wurden.

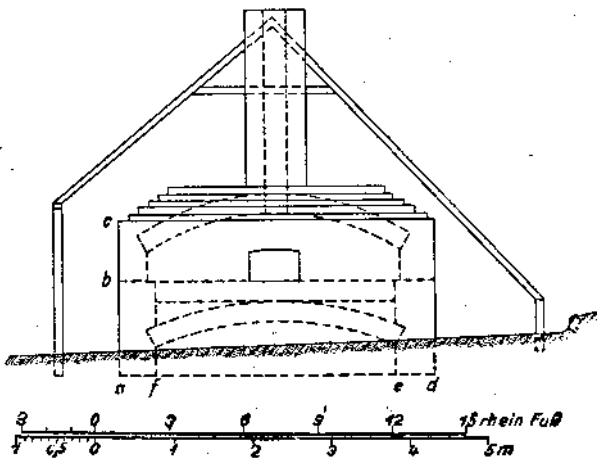


Abbildung 1. Der Abschwefelungsöfen bei der Zeche Sälzer und Neuak 1821.
Nach einer gleichzeitigen Vorlage von Franz Haniel.

Kurz darauf, im Jahre 1821, wurde an der Ruhr ein Ofen verwandter Art gebaut, den Abb. 1 aufzeigt. Es muß ein Ereignis gewesen sein, da man später immer wieder auf diesen Ofen hinwies und hierbei nicht irgendeinen andern erwähnte. Der Vorgang spielte sich wiederum bei ver. Sälzer und Neuak ab, wo die Koksmeilerei nach wie vor in Blüte stand. Franz Haniel veranlaßte Gottlob Jacobi, jedoch nicht als den technischen Leiter der Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen, sondern als Privatmann, ihm hier einen geschlossenen Ofen zu bauen, für den er auch die konstruktiven Unterlagen, wie er es später immer zu tun pflegte, beschafft haben dürfte, diesmal aus dem Saargebiet.

Franz Haniel kannte den Stand der Verkokung im Essenschen aufs genaueste, da er Vorgründer und Mitinhaber der Sterkrader Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen war, um deren

Aufbau er sich bis ins einzelne kümmerte, worüber ich an anderer Stelle ausführlicher berichtet habe. (Die Haniels in Ruhrort. Erster und Zweiter Teil, Essen 1942 und 1944, insbesondere S. 112—118 und 122—140.)

Er bemühte sich um einen dauernden Abnehmer für den Koks und wandte sich zu dem Ende an die Königliche Hütte zu Sayn unfern Engers bei Neuwied. Hier hatte 1820 und 1821 ein Probeschmelzen mit Duttweiler Saarkoks stattgefunden, der aber zu wenig fest und unrein war, so daß man es mit Ruhrkoks versuchte, den Franz Haniel 1821 lieferte. Es stellte sich hierbei heraus, daß sein Ruhrkoks geeigneter als der Saarkoks war. Die Sayner Hütte bevorzugte ihn deshalb, kehrte aber nach drei Jahren, 1824, wieder zum Saarkoks zurück, als man in Duttweiler bessere Ergebnisse erzielt hatte, und um, wie es lautet, am Rhein den Ruf des Saarkoks nicht zu sehr sinken zu lassen. Bei einem neuen Probeschmelzen auf der Sayner Hütte seien bei sonst gleichen Voraussetzungen und Umständen die Schmelzkosten beim Saarkoks wesentlich geringer als beim Ruhrkoks gewesen. Haßlacher, dem wir diese Einzelheit verdanken, bemerkt hierzu, daß sich jedoch merkwürdigerweise der Saarkoks bedeutend schwerer als der Ruhrkoks zeigte; ein Berliner Scheffel Saarkoks wog 51 Pfund, beim Ruhrkoks aber nur 38 Pfund. Wenn trotzdem der Saarkoks bevorzugt wurde, so scheint es mir darauf zurückzugehen, daß es sich in Sayn um eine Königliche Hütte und in Duttweiler um einen Königlichen Staatsbergbau handelte, so daß begreiflicherweise beide Hand in Hand zu arbeiten suchten.

Nachdem Franz Haniel einen Duttweiler Ofen als modernsten seiner Zeit erfolgreich bei der Essener Zeche ver. Sälzer und Neuak und damit überhaupt im ganzen Ruhrgebiet eingeführt hatte und betrieb, blühte bei Essen die Verkokung in Öfen rasch auf. Schon im nächsten Jahre, 1822, ging die Sterkrader Hütten-gewerkschaft selber zur Kokserzeugung über. Wahrscheinlich wurde jener Ofen gebaut, den 1823 der junge Friedrich Kesten, der technische Nachfolger des am 25. Januar 1823 verstorbenen Gottlob Jacobi, in seinem „Wissenschaftlichen Notizbuch“ festgehalten hat, woraus wir den Grundriß in Abb. 2 bringen. Vergleichen wir den Ofen mit dem Hanielschen von 1821, so möchte man wegen der großen Ähnlichkeit meinen, die Konstruktion beziehe sich auf diesen, verschiedene kleinere Abweichungen in den Maßen deuten indessen einige geringfügige Abänderungen an, während das konstruktive Bild das gleiche ist.

Auch Friedrich Krupp, der nach wie vor emsig Koks meilerte, legte sich jetzt einen Koksofen zu. Er plante im Juli 1822, bei seiner Stahlerzeugung Koks aus kleinen Kohlen wenigstens für den ersten Gang der Schmelzung zu verwenden, wofür er noch

Versuche anstellen wollte. Das Bergamt beauftragte den zuständigen Grubenbeamten, daß die für den Kruppschen Koks bestimmten kleinen Kohlen möglichst frei von Schiefer und vom Hangenden seien und deshalb ihre Förderung ständig unter Auf-

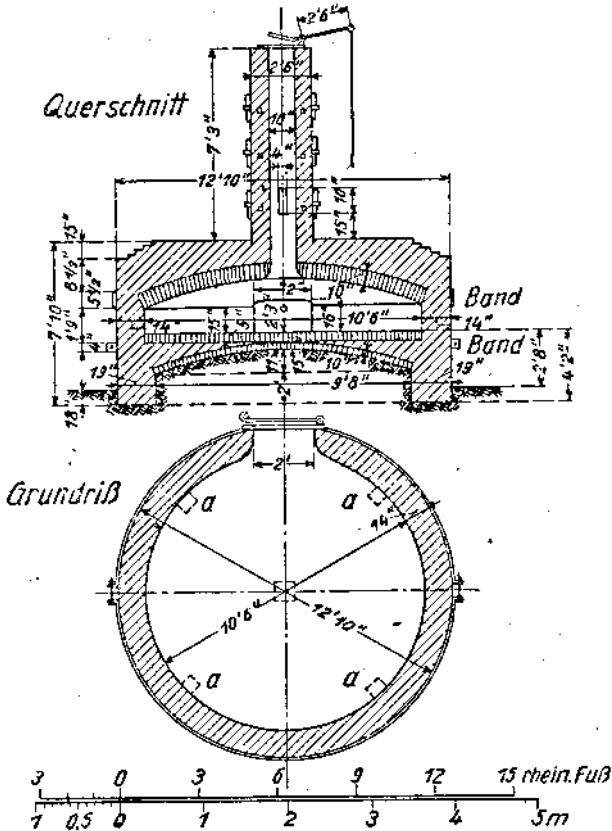


Abbildung 2. Der Koksofen auf der Zeche Sälzer und Neuak 1823.
Nach einer gleichzeitigen Zeichnung von Friedrich Kesten.

sicht des Obersteigers Beindorff geschehe, daß anderseits aber die Sterkrader Hütte bei ihren Mengen keinen Nachteil erleide. Kurz darauf schickte Krupp dem Essen-Werdenschen Bergamtsdirektor Heintzmann eine Probe seines „Brock-Coak“, der sich mit Vergnügen davon überzeuete, daß er alle Eigenschaften eines guten Koks besitze.

Leider hören wir wiederum nichts Genaueres über die technische Seite der Kruppschen Kokserzeugung, wir vermögen nur

einer Anfrage des Bergamts vom 6. März 1823, wieviel Koks aus Stück- und Brockkohlen in Meilern oder aus Gruskohlen in Öfen verfertigt werde, zu entnehmen, daß Krupp 1823 neben der Koksmeilerei auch schon Koksöfen betrieb, die er demnach im Jahr zuvor angelegt haben dürfte. Leider ist die Kruppsche Antwort nicht erhalten. Etwas Genaueres über die Kruppschen Öfen erraten wir erst am 31. März 1826, als Krupp einen Ofen neuer Art nach eigener Konstruktion erbaute. Demnach hat er vorher einen anderen besessen, der sich von dem Hanielschen und dem der Sterkrader Hüttengewerkschaft konstruktiv nicht unterschieden haben dürfte. Wiederum legte er das größte Gewicht darauf, reine und gute Kohle von ver. Sälzer und Neuak für seine „Ausschwefelanstalt“ zu erhalten.

Neben den drei Genannten betrieb auch Johann Dinnendahl, der Bruder von Franz Dinnendahl, bei ver. Sälzer und Neuak eine Kokerei. Sein Bedarf an Kohlen zum Koksblennen betrug täglich 15 bis 18 Scheffel. Bei ihm aber sehen wir nicht klar, ob es sich dabei um einen Koksöfen handelte, ebenso nicht bei einer fünften Kokerei, die Friedrich Crone bei der gleichen Zeche betrieb. Aber aus der weitern Entwicklung der Öfen in den beiden nächsten Jahren dürfen wir mit guten Gründen annehmen, daß es sich in diesen zwei Fällen ebenfalls um Öfen gehandelt hat.

Friedrich Crone beschwerte sich im Februar 1826 beim Oberbergamt Dortmund, er müsse beim Abholen seiner 40 Scheffel Kohlen von ver. Sälzer und Neuak, die er täglich bei seiner Koksblennerei benötige und bei der er einen Koksblennere beschäufte, einen besonderen Arbeiter stellen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß er der Eisenhütte zu Harkort minderwertigen Koks geliefert hatte, was zu Verdrießlichkeiten führte. Diese Nachricht erklärt eine Angabe in Karstens Archiv, wonach die Kupolöfen der Harkort-Hütte zu Wetter 1828 mit Koks beschickt seien. Die Anfänge gehen hier also wohl schon auf das Jahr 1826 zurück, was sich in den Rahmen einfügt, daß sich 1825 verschiedene Eisenhütten um Kokslieferungen bemühten.

Crone sandte auch der Sterkrader Hüttengewerkschaft Koks, als diese im März 1826 ihren eigenen Ofen ausgehen ließ, weil sie schlecht mit Kohlen beliefert wurde, und nunmehr von Crone „Stückkohlenkoks“ bezog, der aber nicht von der früheren Güte war. Dieser Umstand sei, so schreibt sie, jetzt höchst nachteilig, weil ihre Hochöfen auf sechs Wochen kalt liegen müssen und bloß die Flammen- und Kupolöfen arbeiten können. Sie bat deshalb das Bergamt, man möge ihr den Koks wenigstens in gewohnter Güte liefern.

In all diesen Jahren reißen die Beschwerden über die Kohlen von ver. Sälzer und Neuak nicht ab, fast alle Besitzer von Koks-

öfen klagen mehr oder minder häufig darüber. Albert v. Waldthausen berichtet in seiner Geschichte dieser Zeche gerade aus dem Jahre 1826, daß beim Versand der Kohlen zu den Eisengießereien, Fabriken und Gußstahlhütten „wieder unangenehme Diskussionen“ vorkamen. Das Bergamt mußte seine Beamten wiederholt daran erinnern, daß die Hütten und Fabriken ein Vorzugsrecht auf reinste und geeignetste Kohlenförderung haben und hierfür eine besondere Abteilung vorrichten, in die die Kohlen hineingestürzt werden.

Andererseits muß man feststellen, daß sich trotzdem die Koks brennereien bei ver. Sälzer und Neuak mehr und mehr entwickelten. 1827 oder 1828 kamen zu den vorhandenen Öfen neue von Schemmann und Komp. und Jacobi, Haniel und Huyssen bis zu 8 runden und 2 Doppelöfen hinzu, was auf eine beträchtliche Vergrößerung der Anlagen hinweist. 1829 erbauten Jacobi, Haniel und Huyssen zwei weitere Koksöfen, um nunmehr wiederum selber Koks zu erzeugen, den sie inzwischen von Crone bezogen hatten.

Zwei Jahre später, 1831, hat wahrscheinlich auch die Gewerkschaft der Zeche ver. Sälzer und Neuak die Koks gewinnung selbständig betrieben. Als ein Ludwig Haas für seine Dillenburg Hütte von ihr Koks bezog, vermutete er bei einer Sendung eine Unehrllichkeit der Fuhrleute und schrieb deshalb an die Verwaltung. In der Antwort, die der Deputierte, Justizkommissar Tutmann, am 9. November 1831 erteilte, hören wir zwar, die Koks bereitung sei kein Geschäft der Gewerkschaft, was sich aber wohl nur auf den nach Dillenburg verkauften Koks bezogen hat, denn die Verwaltung der Zeche hatte schon am 12. Juni 1831 beim Aufkommen des Kohlenhandels mit Holland „auf ihren besten Koks“ aufmerksam gemacht.

Blicken wir zurück, so blühte im Essenschen bei der Zeche ver. Sälzer und Neuak seit fast zwanzig Jahren eine Koksindustrie auf, die vom Meilerkoks zum Ofenkoks fortschritt und immer mehr an Umfang und Bedeutung zunahm. Sie stellte im Ruhrgebiet weit und breit etwas Erstmaliges und Einmaliges dar und wird damit der Ausgangspunkt für die gesamte spätere ruhrländische Koksindustrie. Als Kohle verwandte sie ausschließlich Brocken oder Grus der Zeche ver. Sälzer und Neuak, eine Auswirkung des Direktionsprinzips, das lediglich diese Zeche auszubauen gestattete und das Aufkommen irgendeiner anderen hintansetzte. Die Folge davon war, daß sie häufiger nicht genügend gute Kokskohlen liefern konnte und deshalb zeitweise zu minderwertigen griff. Die Verwaltung bestritt zwar den Käufern gegenüber die schlechtere Qualität, war sich

selber aber darüber völlig im klaren, wie aus bergamtlichen Schriftstücken wiederholt hervorgeht.

Völlig losgelöst von diesen Vorgängen im Rheinischen, aber angeregt wahrscheinlich durch seine nahen Beziehungen zu rheinischen Gewerken, ließ in der gleichen Zeit der verdienstvolle Frhr. Louis v. Elverfeldt bei der westfälischen Zeche Theresia einen Koksöfen und bald darauf einen zweiten errichten. Es handelt sich zweifellos um Koksöfen, wie nicht nur aus der Bezeichnung hervorgeht, die ich wiederholt in den Akten des Elverfeldtschen Familienarchivs fand, sondern auch aus den Reparaturen, so den Schmiedearbeiten, die daran vorgenommen wurden.

Der erste Ofen kam bereits, was sehr beachtlich ist, im August 1822 auf der Zeche Theresia bei Herbede in Betrieb und hat bestimmt bis zum Januar 1827 Koks geliefert. Die Kohlen wurden, soweit aus den Aufzeichnungen ersichtlich, von den Zechen Eleonora und Nachtigall geliefert, während der Koks an die Mechanische Werkstätte zu Wetter, die unter Friedrich Harkort stand, verkauft wurde, an C. Berger in Bommern und Friedrich Wilhelm Liebrecht in Ruhrort. Nach der technischen Seite ist nichts weiter ersichtlich.

Einige Einzelheiten erschen wir aus einem Brief, den am 18. April 1825 der Salzfaktor Brockhoff aus Westernkotten bei Erwitte an den Frhr. v. Elverfeldt als den Besitzer der Zeche Theresia schrieb. Er sei vom Siegener Bergamt beauftragt, 300 Zentner Koks für die Stadtberger Stadthütte zu kaufen, die bis Ende Mai zur Stelle sein müßten; nach Mitteilung des Bochumer Bergamtes lasse v. Elverfeldt auf der Zeche Theresia Koks bereiten und verkaufe ihn zu 5 Sgr. den Zentner; er frage an, ob er den Koks zu 4 Sgr. 8 Pfg. liefern könne und ob er auch die Verantwortung für die Güte des Koks gemäß der Beurteilung übernehme, die man am Ablieferungsort vornehme; der Koks solle zu Probeversuchen dienen; bei gutem Ausfällen sei unzweifelhaft ein sehr bedeutender Absatz zu erwarten; schließlich möge man ihm auch den Weg angeben, den die Fuhren von Hörde aus einzuschlagen hätten und ob dabei auch die Ruhr passiert werden müsse.

Frhr. v. Elverfeldt antwortete darauf am 26. April 1825, der Koks auf der Zeche Theresia werde nicht nach Gewicht, sondern nach dem Maß in Berliner Scheffeln verkauft; ein solcher Scheffel enthalte 3072 Kubikzoll, der Koks wiege dabei, wenn er aus dem Ofen komme, 40 Pfd. nach geeichtem Gewicht; ein einspänniger Karren lade davon, selbst bei schlechtesten Wegen, 30 Scheffel. Der Preis eines Berliner Scheffels Koks betrage auf der Zeche 4 Sgr. 8 Pfg. Über die Ladung füge der Zechenschichtmeister

jedesmal einen gedruckten Ladeschein bei, gemäß dem die Ladung sofort bezahlt wird. Die Überfahrt an der Wittenschen Schifffahrt sei sehr „bequem und frequent“. Der Weg nach Hörde führe über Brüninghausen und Stockum und sei etwa drei Stunden lang. Im übrigen, so fügte v. Elverfeldt hinzu, stehe der Koks auf der Zeche Theresia in vorzüglichem Rufe und erfreue sich bereits eines bedeutsamen Absatzes in der umliegenden Gegend, vorzüglich bei der Mechanischen Werkstätte zu Wetter.

5. Die Wittener Koksmeilerei 1826—1831 und die zeitweise Aufsicht der Bergbehörde

Trotz dieser Fortschritte in der Koksgewinnung änderte sich bei Witten technisch nichts. Wir lernten bereits kennen, daß die Nachrichten über die Koksmeilerei bei der Zeche Hamburg im Jahre 1816 abrissen und der Betrieb wahrscheinlich einging. Im Februar 1826 hören wir wieder davon, als die Bergbehörde schreibt: „Auf Hamburg wurde viel Coaks abgesetzt.“ Weiteres vernehmen wir dann zum Jahresausgang. Für Dezember heißt es, es wurden 8225 Scheffel Kohlen gefördert, „davon sind 1577 Scheffel zum Cosen abgegangen, davon sind 378 Zentner Coaks und 785 Scheffel Gruskohlen gefallen“. Daß hierbei, im Gegensatz zu den Scheffeln der Kohle, der Koks in Zentnern angegeben wurde, geschah auf Verlangen der Bergbehörde, was sich aber nicht allgemein durchsetzte.

In dieser Weise erfahren wir nunmehr mit Unterbrechung für 1829 monatsweise die genaueren Koksmengen und hören dabei, daß die Meilerei nicht ein Unternehmen der Zechengewerkschaft war, sondern ein privates, wenn mitunter auch in den Personen zwischen beiden eine enge Verbindung bestanden haben mag.

1830 besagt eine Randbemerkung, daß die Koksfabrikation im Gang war und anscheinend vergrößert werden soll. Neben der Zeche Hamburg stellten in diesen Jahren drei weitere Zechen der Wittener Gegend Koks in Meilern dar, es sind ver. Ruhrmannsbank, Franziska und Johannes Erbstollen. In der Bedeutung treten sie gegenüber der Zeche Hamburg weit zurück. Sie scheinen mehr konjunkturmäßig hervorzutreten zu sein, als sich der Kohlenmarkt nach Holland öffnete.

Vorübergehend erzeugte auch die Wittener Zeche Stuchtey Koks. Der Absatz war gesichert, weil sie neben der Essener Zeche Schölerpad ihren Koks an die Rüblichhäuser Hütte bei Olpe lieferte, die die Verhüttung mittels eines Gemenges von Koks und Holzkohlen versuchte. Die Nachricht hierüber im 12. Band von Karstens Archiv verzeichnet ausdrücklich, der Koks der Grube Stuchtey sei in offenen Meilern aus Stücken und

Brocken bereitet gewesen. Auch gelangte Koks von Stuchtey zum fiskalischen Hochofen der Loher Hütte bei Dahlbruch, die den Müsener Spateisenstein mit Steinkohlenkoks niederschmelzen wollte. Es dürfte demnach die vorwärtsstrebende und neue Wege suchende Eisenindustrie der südlichen Bergländer die Triebkraft dafür gewesen sein, daß sich die Verkokung auf der Grube Stuchtey mehrere Jahre hielt.

Bislang hatte die Bergbehörde noch keinerlei Befugnis, über die Koksherstellung irgendeine Kontrolle auszuüben, da es sich um einen Betrieb handelte, der mit dem der Zeche weder wirtschaftlich noch technisch unmittelbar zu tun hatte. Lediglich dann, wenn der Absatz aus einem Flöz ihre Befugnisse berührte, konnte sie sich mit den Kohlenmengen beschäftigen, die zur Verkokung gingen, aber in die Verkokung selber hatte sie nicht hineinzureden. Ihr Bestreben ging aber zweifellos dahin, die gesamte Koksfabrikation zu beaufsichtigen. Im Februar 1831 bemerkt sie in diesem Sinne bei der Zeche Hamburg: „Man hat Hoffnung, die Koksfabrikation bald unter amtliche Aufsicht gestellt zu sehen, indem bereits einige Gewerke den dort herrschenden Unfug erkannt haben.“ Eine andere Hand hat die Worte hinzugefügt: „Es wäre zu wünschen gewesen, daß dieser Unfug mit der Koksfabrikation längst hätte aufgedeckt werden können.“

Die Bereitung des Wittener Koks lag damals in den Händen der Schichtmeister. Sie durften für jeden fertigen Zentner besondere Bereitungskosten zu ihren Gunsten einziehen, im Frühjahr 1831 waren es $1\frac{1}{4}$ Sgr. Da die Berechnungen nicht weiter kontrolliert wurden, kam eine gewisse Unordnung in das Geschäft; auch ließ die Güte des Koks wiederholt nach, so verlautet es. Auf Betreiben einiger Gewerke wurden deshalb diese Koksanstalten im Juni 1831 der Aufsicht der Bergrevierbeamten unterstellt. Diese versuchten sofort, in der Kokserzeugung nach vier Gesichtspunkten eine Verbilligung und Verbesserung zu erzielen, einmal durch niedrigere Arbeitslöhne, dann durch eine richtige Verwahrung der verwandten Gruskohle, drittens durch eine schärfere Kontrolle und letztens durch eine Verbesserung des Erzeugnisses. In diesem Zusammenhang besitzen wir über die nächsten Monate ausführliche Angaben. Auch mußten die Anschreibungen nach einem festen Schema erfolgen, aus dem von der Menge der notwendigen Kohlen an bis zur Ausbeute der Koksfabrikation alles Nähere ersichtlich ist.

Der Bergbehörde war es aber nicht möglich, ihre Aufsicht in der gewünschten Weise vorzunehmen, ein großer Teil der Gewerke verhalte sich widerspruchsvoll und sei inkonsequent. Immerhin erreichte sie, daß sich der Kokspreis von 15 auf 7

Pfennig den Zentner senkte, daß die Gruskohlen in Haufen zu tausend Scheffeln genauer als bisher vermessen wurden, daß man ferner zur bessern Übersicht des Ertrages einen Verkauf nach Gewicht einführte und über alle Vorgänge ein besonderes Journal anlegte. Hierbei ergaben sich bei den monatlichen Verrechnungen einwandfrei bedeutende Überschüsse für die Gewerkschaften.

Nach der technischen Seite wurde darauf gesehen, daß die Meiler nicht zu groß und namentlich nicht zu hoch angesetzt wurden und daß die Verkokung regelmäßig vonstatten ging und deshalb die Verbrennung weder zu rasch noch zu langsam war. Hierdurch wäre entweder zu viel Asche oder umgekehrt nur halbgarer Koks entstanden. Aber trotz dieser Bemühungen der Revierbeamten kam es zu schweren Klagen über die Güte des Wittener Koks. Namentlich erregte es Aufsehen, als die Kupfergrube Friederica bei Stadtberge vorstellig wurde, der Wittener Koks von Zeche Hamburg, den sie demnach bezogen haben muß, sei im Sommer 1831 so unrein und unvollkommen gewesen, daß sie sich entschlossen habe, Versuche mit Koks aus dem Schaumburgischen vorzunehmen.

Derartige Beschwerden müssen wiederholt vorgetragen sein. Das Märkische Bergamt zu Bochum, zur Rückäußerung aufgefordert, neigte der Ansicht zu, die Koksanstalt auf Zeche Hamburg, um die es sich besonders handelte, sei wie früher unter Aufsicht des Schichtmeisters zu stellen. Das Bergamt schlug allgemein vor; die Koksfabrikation den Gewerkschaften wieder als Privatanstalt zu überlassen und nur darüber zu wachen, daß die Schichtmeister mit Qualität und Quantität nichts auf Kosten der Gruben unternehmen und „in dieser Hinsicht unter die strengste Kontrolle gesetzt werden“. Im Februar 1832 wurde nunmehr der alte Zustand wiederhergestellt, die Meilerei ging unter Aufsicht der Schichtmeister wieder „den früheren Gang“. Der Verkauf erfolgte nach Scheffeln, „um den Fuhrleuten und Hüttenbesitzern, welche dieses wünschen, und den Gewerken, welche solches verlangen, keinen Zwang anzutun“.

Nach Fortfall der behördlichen Aufsicht setzen die genaueren Angaben über die Verkokung aus, Berichte werden nicht mehr erstattet. Die Bergbehörde klagt zuletzt, eine Kontrolle sei nicht zu führen, weil beim Messen des Koks das Haufenmaß zugrunde gelegt werde, wobei den Schichtmeistern und Koksmeistern überlassen sei, wie viel oder wie wenig sie geben wollen, ohne daß sich etwas dagegen sagen lasse.

6. Die Fortschritte in der Weiterentwicklung der Verkokung im rheinischen Revier während der dreißiger Jahre bis zu den Doppelöfen

Dieser Stand der Dinge erhielt 1832 einen abermaligen Auftrieb, als in der Bayrischen Pfalz auf der Grube St. Ingbert ein neuartiger Bienenkorbofen eingeführt wurde, der ursprünglich wiederum in England konstruiert war und den man deshalb als englischen Ofen bezeichnete. Der Unternehmer Gerdolle hatte ihn auf französischen Steinkohlengruben bei St. Etienne gesehen.

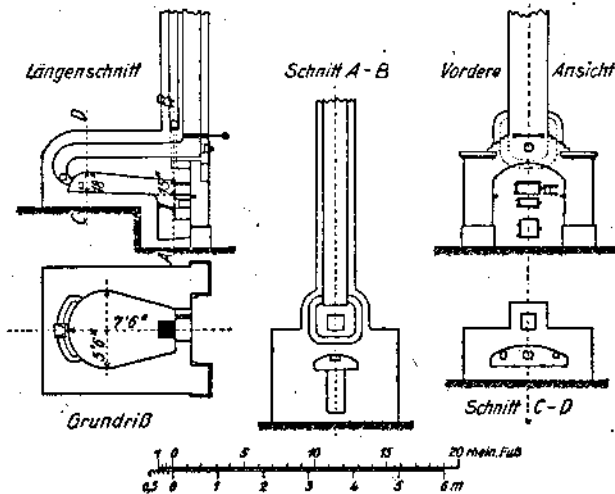


Abbildung 3. Ein Duttweiler Backofen mit Steinkohlentfeuerung 1833.
Nach einer gleichzeitigen Vorlage von Franz Haniel.

Von den bislang bräuchlichen Burgundischen Öfen unterschied er sich hauptsächlich durch einen Luftkanal, der im Gemäuer rings um den Herd lief. Der Ofen faßte 20 Zentner Kohlen, die durch eine Öffnung oben im Gewölbe eingebracht wurden. Sie verkokten bei geschlossener Ofentür in 20 bis 22 Stunden mit einem Ausbringen von 55 bis 60%.

Noch im gleichen Jahre 1832 ging man in Duttweiler an einen zweiten derartigen Ofen. Man benutzte dafür das Fundament eines Ofens nach niederschlesischer Art, auf das man auf Anordnung von Berghauptmann Graf v. Beust einen Koksofen nach Art des neuen bayerischen errichtete. Auf diese Weise erhielt der Duttweiler Ofen ein längliches Gewölbe anstatt eines runden, wie es bei dem bayerischen war. Die beistehenden Zeichnungen der Abb. 3 geben darüber nähere Auskunft.

Wir vermögen nicht zu überblicken, ob das Ruhrgebiet die neue Konstruktion sofort übernahm, sicher ist aber, daß hier schon in den nächsten Jahren eine Reihe runder Öfen erbaut wurde, bei denen ein Luftkanal im Gemäuer erwähnt wird. Der Zweck sollte sein, die Kohlen nicht nur von der Herdfläche her, sondern auch von der Wölbung aus zu erhitzen. Derart entwickelte sich die Kokserzeugung bei Essen technisch nach dem modernsten Stand der Zeit weiter.

Über die Mengen, die sie liefern konnte, erhalten wir seit Mitte der dreißiger Jahre in den Verwaltungsübersichten des Oberbergamts Dortmund nach und nach genauere Einblicke. Für 1836 vermerken sie, daß man bislang im ganzen Bezirk des Oberbergamts nur die Gruskohlen von Flöz Röttgersbank der Zeche ver. Sälzer und Neuak zur Verkokung verwandt habe, und zwar 31 098 Zentner Kohlen zu $4\frac{1}{2}$ Gr. Die Fabrikation geschehe in Öfen und werde nicht von den Gewerkschaften betrieben. Davon wurden fabriziert für die Gutehoffnungshütte 11 485 Zentner Koks, für andere Hütten am Rhein 5500 Zentner und für die Gußstahlhütte, womit die Friedrich Kruppsche gemeint ist, 5631 Zentner, insgesamt 22 616 Zentner.

Kurz darauf wurde das Monopol von ver. Sälzer und Neuak durchbrochen, auch die Zeche Schölerpad lieferte Kohlen zur Koksgewinnung, zuerst probeweise, als sie 1836 Koks an die fiskalische Loher Hütte bei Dahlbruch zu einem erfolgreichen Versuchsschmelzen sandte. Der Koks stammte aus geschlossenen Öfen, die sich auch für die Verkokung von kleinen Kohlen eigneten. Die Zeche Schölerpad gelangte Anfang der dreißiger Jahre in den Mehrheitsbesitz von Franz Haniel, der sich sofort um ihren Ausbau bemühte, dabei aber zunächst unter dem Direktionsprinzip und infolge von Prozessen um Berechtsame nicht so schnell vorankam, wie er erhofft hatte.

Zunächst sind auf Schölerpad offenbar kleinere Mengen Koks dargestellt worden, denn der Hauptverwaltungsbericht des Essen-Werdenschen Bergamts meldet für 1837 nichts von einer dortigen Kokserzeugung, sondern nur von ver. Sälzer und Neuak, wo 7625 t Kohlen 23 110 Zentner Koks ergaben. Sie wurden an die gleichen Hütten wie 1836 abgesetzt. Aus der Produktionsübersicht für 1838. ersehen wir dann, daß die Verkokung auf Schölerpad im zweiten Semester 1838 ihren Anfang nahm, womit offensichtlich die regelmäßige Verkokung gemeint ist. Das erste Genauere darüber erfahren wir am 28. Juli 1838, als die Hütten-gewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen wieder einmal dem Essen-Werdenschen Bergamt über schlechte Kohlen klagt, die sie von ver. Sälzer und Neuak erhalte; am nachteiligsten seien die sehr schlechten Kokskohlen. In einer Randverfügung be-

merkte Bergmeister Kloz dazu, der Berggeschworene Heintzmann habe ebenso wie bei Schölerpad auch bei ver. Sälzer und Neuak auf gute, reine und frische Kohlen zur Koksfabrikation zu achten, um so mehr, als sie um 6 Pfennig teurer bezahlt würden.

Insgesamt standen nach dem Verwaltungsbericht des Essener Bergamts für 1838 auf Schölerpad 4 Koksöfen für die Gutehoffnungshütte, für die Minervahütte und für die Düsseldorf-Elberfelder Bahn. Aus 16 044 Scheffel Kohlen wurden 1 153 162 Pfund Koks fabriziert, so daß auf $2\frac{3}{4}$ Scheffel Kohlen 1 Tonne Koks kam. Sie wog durchschnittlich 205 Pfund, wonach 1 Scheffel Kohlen 72 Pfund Koks ergab. Damit war das Ergebnis um 3 Pfund niedriger als auf ver. Sälzer und Neuak, was vielleicht darin seinen Grund hatte, daß die dortigen Koks kohlen brockenreicher waren. Auf ver. Sälzer und Neuak wurden im gleichen Jahr 1838 30 122 Scheffel Kohlen zur Verkokung verwandt. Davon gingen 10 162 Scheffel an die Öfen der Gutehoffnungshütte, 4394 an die der Kruppschen Gußstahlhütte und 15 566 an die von Crone und Schemann zum Verkauf zum Rhein, aber auch zur Westphalia-Hütte, nach Lennep, Elberfeld, Solingen, Olpe, Siegen, Darmstadt und Wetter. Nach mehreren Versuchen wog hier eine Tonne Koks im Durchschnitt 192 Pfund. 1 Scheffel Kohlen ergab 75 Pfund Koks und 1 Tonne Kohlen 300 Pfund Koks.

Die Nachfrage nach Koks war so lebhaft, daß der Bedarf nicht befriedigt werden konnte. Am 17. Oktober 1839 beschwerte sich die Gutehoffnungshütte, die Förderung von ver. Sälzer und Neuak und Schölerpad reiche für die Kokserzeugung nicht mehr aus; auf Schölerpad komme es häufig vor, daß nur Wagen mit groben Kohlen „aus der Tour“, also außer der Reihe, nach den dortigen Koksöfen befördert werden, was nicht billig erscheine. Der Hütte wurde am 24. Oktober 1839 eine vertröstende Antwort zuteil, jedoch keine praktische Hilfe, so daß sie tatsächlich ihren Betrieb einschränkte und einen Teil der Arbeiter entließ, so dringende Aufträge auch vorlagen. Ein weiteres Gesuch vom 11. November 1839 vermochte daran nichts zu ändern.

Der gute Absatz von Koks führte rasch zu einer weiteren Ausweitung der Kokserzeugung. Bislang geschah sie entweder bei jenen Zechen, die geeignete Kohlen förderten, zuerst bei ver. Sälzer und Neuak und dann bei Schölerpad, oder auf den Hütten, die Koks verwenden wollten, so auf der Gutehoffnungshütte und der Friedrich-Wilhelm-Hütte. Jetzt entstand auch in Ruhrort eine Koksindustrie. Hierhin konnte man von den Essener Zechen die Koks kohlen ebensogut wie nach Mülheim und Oberhausen fahren, ja noch bequemer, vermochte man doch streckenweise

die Ruhr zu benutzen. Dazu kam der Vorteil, auch von weiter einwärts gelegenen Gruben des Ruhrreviers Koks kohlen nach Ruhrort zu verschiffen. Von Ruhrort ließ sich überdies der Koks gut und billig auf dem Rhein nach ganz Westdeutschland absetzen. In diesem Sinne heißt es 1840 ausdrücklich, daß Friedrich Wilhelm Liebrecht und Karl Haniel ihre gleich noch näher zu erwähnende Verkokungsanlage bei Dahlhausen stilllegten oder abbrachen, weil es viele Unternehmer vorteilhafter fanden, die Koks fabrikation in Ruhrort unter ihren Augen zu betreiben, wo ihnen die Wahl der geeigneten Kohlensorte freistand, sie den Bedarf an Koks gemäß der Nachfrage frisch besorgen und die Verkokung selber beaufsichtigen konnten. So betrieben hier die beiden Genannten fortab eigene Kokereien und wahrscheinlich andere ebenfalls.

Die starke Nachfrage nach Koks suchte man aber nicht nur durch neue Öfen zu stillen, sondern gleichzeitig bemühte man sich auch um deren Vergrößerung und Verbesserung. In dieser Richtung marschierte Franz Haniel nach wie vor an der Spitze. Zunächst ließ er auf der Zeche Schölerpad einen umfangreichen Ofen errichten. Je größer sie sind, um so besser und vorteilhafter bewähren sie sich stets, so urteilte er. Im März 1841 wurde derart die Schölerpader Verkokungsanlage die bedeutendste des Ruhrgebietes, ihr Flächenraum nahm jetzt das vierfache des bisherigen ein. Franz Haniel führte hier wohl als erster das Ausklauben der Berge ein, wofür er einige Jungen anstellte, die aus den Kohlen die Steine heraussuchen mußten. Sie wurden durch die gleiche Scheffelzahl Kohlen rückvergütet. Im Januar 1843 empfahl er der Bergbehörde allgemein das Ausklauben der Bergemittel.

Kurz darauf erbaute Franz Haniel, wie aus einem Schreiben vom 5. Juni 1841 an den Essener Maurermeister Schmidt hervorgeht, auf ver. Sälzer und Neuak einen Doppelofen, für den ihm als Vorbild der Doppelofen von Jacobi, Haniel und Huysen diente. Er bestand aus zwei elliptischen Öfen, die wiederum größer als die bisherigen waren, damit sie noch mehr Kohlen faßten, äußerlich 30 Fuß rheinl. 10 Zoll lang und 21 Fuß breit, die Gewölbe 20 Fuß zu 12 Fuß. Große Sorgen bereitete ihm, einen 60 Fuß hohen Schornstein, zu dem er sich erst während des Ofenbaus entschloß, hinreichend stark zu fundamentieren und möglichst praktisch mit dem Ofen zu verbinden; andererseits sollte er „seine gewöhnliche Façon“ erhalten, nicht zuviel vorstehen und nicht behindern, daß die Kohlen bequem eingeworfen und ausgezogen werden. Der Schornstein wurde in dem gedachten Sinne in 25 Arbeitstagen vom 13. Mai bis 14. Juni fertiggestellt.

Kaum war dieser Ofen auf ver. Sälzer und Neuak vollendet, als Franz Haniel wiederum einen noch größeren errichtete, dies-

mal auf Schölerpad, wofür er am 30. Juni 1841 das Eisenwerk bei Jacobi, Haniel und Huyssen bestellte. Er wird äußerlich $33\frac{1}{4}$ Fuß lang und 22 Fuß breit, das Gewölbe 21 Fuß lang, $13\frac{1}{2}$ Fuß breit und 4 Fuß hoch. Da die Erfahrung gelehrt habe, das in großen Öfen die Kohlen schneller an den Seiten als in der Mitte ausbrennen, so werden die Zugkanäle von 5 Zoll auf 6 Zoll erweitert und in der Mitte ein 7zölliger Kanal angebracht, der geradedurch in den Schornstein führt. An den Türen wünschte Franz Haniel Quergußanker, da sie sich beim letzten Ofen bewährt hätten, obschon das Gewölbe seitwärts einige Zoll ausgebrochen sei, wohl nur deshalb, weil die Eisen zu nahe beim Feuer lagen und sich bei der Hitze ausdehnten. Man könne dem abhelfen, wenn sie jetzt nicht zwischen Gewölbe und Zug, sondern 3 Zoll über dem Zug durchgehen. Des besseren Aussehens halber erhalten sie an den Seiten eine leichte Bogenform, die mit dem Türbogen gleichläuft. Die Tür ist wie beim vorigen Ofen 21 Zoll hoch und 3 Fuß 3 Zoll breit.

Um den sich entwickelnden Rauch unschädlich zu machen, ließ Franz Haniel bei seinem ersten Doppelkoksofen einen Schornstein aufmauern, der 2 Quadratfuß maß und 80 Fuß hoch war und, was damals beachtet wurde, einen Schieber hatte, mit dem sich der Zug lenken ließ. In diesen Schornstein wurden außerdem von sechs einfachen Öfen und einem weiteren Doppelofen, die sämtlich ebenfalls Franz Haniel gehörten, in der Art Kanäle geleitet, wie es die beistehende Zeichnung für April 1842 im einzelnen festhält. Hierdurch erreichte man, wie Bergamtsdirektor Heintzmann lobend hervorhob, daß der Rauch wie bei den Schornsteinen jeder Dampfmaschine in 80 Fuß Höhe unschädlich für die anliegenden Grundbesitzer in der Luft verschwand. Der Kaufmann und Fabrikant Franz Haniel habe den ersten Weg gebahnt, den bei der Verkokung entstehenden Rauch unschädlich zu machen und zu entfernen. Die ganze Anlage erhob sich unfern der Landstraße, die von Essen über Borbeck nach Wesel führte.

Auf ver. Sälzer und Neuak wurden alsbald weitere Öfen errichtet, dabei für Franz Haniel und Th. v. Born 8 Doppelöfen und 4 runde, andere von der Mülheimer Eisenhütte, der späteren Friedrich-Wilhelm-Hütte, und der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahn, die sämtlich im September 1841 dastanden. Bei diesen neuen Öfen räumte die Gewerkschaft den älteren Koksfabrikanten das Vorrecht ein, ihren gesamten Bedarf an Kokskohlen aus dem Flöz Röttgersbank zu decken.

Um diese Zeit holte Franz Haniel in seiner schon traditionellen Vorsorge, technisch an der Spitze zu marschieren, Auskünfte über Lütticher Koksöfen bei der Société Anonyme des Charbon-

gleichen Weise wie im Plauenschen Grunde Koks fabriziert, den die Sterkrader Eisenhütte probiert und für gut, aber zu kostspielig befand; der Heroldsche Vorschlag sei also unnötig.

7. Die Ruhrorter Öfen bei Dahlhausen um 1839

Wenn bei Essen und dann auch an anderen Stellen des rheinischen Ruhrreviers somit seit Beginn des Jahrhunderts eine stattliche Verkokung in Öfen aufgekommen war und jetzt in hoher Blüte stand, so halten wir im westfälischen Ruhrgebiet vergeblich danach Umschau. Wohl wurde nach wie vor bei Witten Koks erzeugt, aber wie vordem noch in der primitiven Form der Meilerei, die mittlerweile überholt war, und der Ofen bei der Zeche Theresia war außer Betrieb. Nur an einer einzigen Stelle des westfälischen Reviers wurde Koks ebenfalls in Öfen erzeugt, hier aber wiederum durch rheinische Industrielle. Es geschah bei Dahlhausen an der Ruhr, worüber einige verstreute Angaben vorliegen.

Dabei geht aus den Generalberichten des Oberbergamts Dortmund für 1838 hervor, daß die Abschwefelungsanstalt des Kaufmanns und Gewerken Friedrich Wilhelm Liebrecht zu Dahlhausen die bedeutsamste dieser Art im Märkischen Bezirk ist, schon 30 Jahre besteht und in fünf Backöfen die Kohlen der Zechen Hasenwinkel und Himmelserone verkockt. Ferner verkoke auf einer jüngeren Anlage bei der Zeche Christiane und Hülfe Gottes der Kaufmann und Gewerke Carl Haniel in drei Öfen „der neueren Art von sehr guter Konstruktion“ Kohlen. Weiter wird bei den genannten Zechen aufgeführt: „Die Kohlen, welche in beiden Anstalten gebracht werden, sind die reinsten und fettesten von der Ruhr.“

Diese kurzen, aber bedeutsamen Nachrichten über einen Kokereibetrieb in der Gegend von Dahlhausen, wo später das Kokereiwesen durch Dr. Carlos Otto einen so großen Aufschwung nehmen sollte, veranlaßten mich, nach weiteren Angaben darüber zu fahnden, zunächst an vielen Stellen vergeblich, bis ich schließlich in den Kreisen der Familien Liebrecht und Haniel das Nachfolgende fand.

Aus dem ältesten Geschäftsbuch von Friedrich Liebrecht zu Ruhrort, das 1803 beginnt, ist zunächst nicht ersichtlich, ob ein Teil der Kohlen, die er aus der Gegend von Weitmar bei Bochum bezog, zur Verkokung nach Dahlhausen gelangte, aber es ist wahrscheinlich. In diesem Sinne äußern sich die Verwaltungsberichte des Märkischen Bergamts für 1839 und 1840, wonach Liebrechts Etablissement schon seit einigen 20 Jahren besteht. Gleichzeitig erfahren wir, daß er 1839 auf dem Hasenwinkel-

Himmelsroner Erbstollen insgesamt 1165 t Koks erzeugte, daß das Etablissement aber im letzten Jahr kalt lag, und daß ferner drei Öfen von Carl Haniel bei der Zeche Hülfe Gottes abgebrochen werden. Demnach hat mittlerweile Carl Haniel, der Sohn von Gerhard Haniel, der auch unter diesem Namen firmiert, ebenfalls bei Dahlhausen eine Verkokung betrieben, und zwar, wie es ausdrücklich heißt, in Öfen. Auch bei Liebrecht dürfen wir Öfen annehmen, denn den Ausdruck „kaltgelegen“ würde man kaum für Meiler gebracht haben, die von Fall zu Fall aufgeschichtet wurden.

Weiteres erfahren wir in einem Verzeichnis, das das Oberbergamt im Februar 1847 aufgestellt hat. Darin lautet es, die Kohlen der Flöze Silberbank, Adolphine, Amalie Unterbank und Amalie Oberbank der Zeche ver. General und Erbstollen seien im Frühjahr auf dem Dahlhauser Eisenwerk zu Koks verwandt. Demnach muß also im Dahlhauser Revier wieder eine Kokerei im Gange gewesen sein, die diesmal Kohlen von ver. General an Stelle von Christiane und Hülfe Gottes verwendete. In diesem Sinne bemerkt auch ein Zusatz, in früheren Jahren seien Kohlen zur Verkokung von Christiane und Hülfe Gottes bezogen. Vielleicht ist der Zusammenhang der, daß Carl Haniel seine Verkokung von dort nach der nahen Zeche General verlegte. Beide Zechen lagen im Grubenfeld der späteren Zeche General, während Hasenwinkel-Himmelsrone östlich angrenzten.

Einige weitere Zusammenhänge können wir mittelbar der Geschichte der genannten Gruben entnehmen. Danach ergibt sich, daß die Liebrechts und Haniels von Ruhrort aus an den bedeutungsvolleren Gruben bei Weitmar und Dahlhausen als Gewerke beteiligt waren. Gleichzeitig betrieben sie als Kaufleute einen schwunghaften Handel mit Koks, den Franz Haniel und später Friedrich Wilhelm Liebrecht im Rheinischen in noch größerem Umfang erzeugten. Es liegt deshalb der Schluß nahe, daß sie bei Dahlhausen ebenfalls eine Verkokung betrieben, weil sie hier eine dafür geeignete Kohle vorfanden, mit deren Koks sie die immer stärker werdende Nachfrage zu decken vermochten. In der Tat finden wir gelegentlich Bemerkungen, wenn ihnen nicht genug Kohlen von ver. Sälzer und Neuak geliefert würden, so wären sie genötigt, Koks weiter oberhalb von der Ruhr zu beziehen.

In welcher Form die Verkokung bei Dahlhausen geschah, läßt sich nicht sicher beantworten. Mancherlei spricht dafür, daß es frühzeitig Öfen waren; wenigstens ist von Meilern nirgends klar die Rede, und es wird auch nirgends angedeutet, daß man an Stelle von Meilern Öfen auführte. Andererseits ist es nicht wahrscheinlich, daß es von vornherein Öfen gewesen sind, denn sonst

wäre auf diese bei der Entwicklung der Koksöfen von ver. Sälzer und Neuak sicherlich Bezug genommen worden. Es scheint demnach, daß bei Dahlhausen zunächst eine Koksmeilerei bestand, die ihren laufenden Betrieb vielleicht noch vor der Wittener aufnahm, die dann aber später, wahrscheinlich ebenfalls Anfang der zwanziger Jahre, zu Öfen überging.

8. Die vergeblichen Versuche in der Hörder Gegend 1838—1841

Wenn wir von den Anlagen bei Dahlhausen absehen, so hören wir im westfälischen Anteil des Ruhrgebiets noch nichts von einer regelmäßigen Verkokung in Öfen. Zwar wurden im April 1832 Versuche bei Witten angestellt, über die der Berggeschworene Hardt berichtet, aber sie waren ohne günstige Ergebnisse. Die Kosten lagen höher als beim Meilern, und die Bereitung ging langsamer vor sich; die Gruskohle war jedesmal verloren, weil sie zu wenig Bitumen besaß und nicht mit dem Koks zusammenfloß, es kamen vielmehr kleine Schrotteilchen heraus, die unverkäuflich waren. Es dürfte sich nicht empfehlen, so schließt Hardt, die Versuche bei den Flözen der Wittener Gruben zu wiederholen.

Es verstrichen mehrere Jahre, ehe man im Westfälischen dem Betrieb von Koksöfen wieder nähertrat. Noch im April 1839 heißt es in dem schon genannten Bericht des Oberbergamtes Dortmund, der Absatz von abgeschwefelten Steinkohlen ist im ganzen Ruhrgebiet außer im Essenschen und im Dahlhauser Revier bisher kein Gegenstand von besonderem Belang; bei Witten werden überdies auf zwei Zechen Steinkohlen im Freien abgeschwefelt. Es geschah hier also wie früher in Meilern.

Da sich die Koksöfen bereits seit zwei Jahrzehnten bei Essen bewährt und hier eine große Bedeutung erlangt hatten, war klar, eines Tages würden auch im Westfälischen die Koksöfen aufkommen. Die Entwicklung der jungen Großwirtschaft an der Ruhr drängte gerade in der Kokserzeugung lebhaft vorwärts. Die Nachfrage nach einem guten Koks aus Steinkohlen, der nur im Ofen erzeugt werden konnte, wuchs immer mehr, zumal sich der Bedarf an Holzkohlen bei der Verhüttung der Erze auch nicht einigermaßen mehr befriedigen ließ, ganz abgesehen davon, daß die Holzpreise immer höher stiegen.

Zunächst war es im Westfälischen notwendig, jene Flöze zu ermitteln, die eine für die Koksbereitung brauchbare Kohle lieferten. Das Oberbergamt neigte der Ansicht zu, das Hördesche Revier eigne sich dazu am besten: es sei reich an Flözen von vorzüglich fetter Güte, außerdem sei seine geographische Lage

dem Absatz des Koks nach allen Richtungen hin günstig, zur Lippe, in das Siegensche und in die südlichen Gegenden der Mark.

Um praktisch voranzukommen, versuchte im Herbst 1838 Frhr. v. Romberg auf seiner Zeche Glückauf drei Tage lang in einem kleinen Koksofen 668 Scheffel Gruskohlen der Flöze Gottvertrau, Anton und Konrad Nr. 4 und 5 abzuschwefeln. Das Ergebnis war ein teilweise ganz vorzüglicher Koks, doch stand sein Preis zu hoch. Nunmehr ergriff das Dortmunder Oberbergamt die Initiative. Es holte beim Oberbergamt Bonn Erkundigungen ein und ließ sich seitens v. Oeynhausen ein Gutachten ausarbeiten, das die damalige Auffassung über die Herstellung und Bedeutung des Koks vorzüglich widerspiegelt. Sein genaues Datum ist nicht ersichtlich, es muß aber aus den Jahren 1838 oder 1839 herrühren.

Das Gutachten beleuchtete die Frage nach den verschiedensten Gesichtspunkten in empfehlendem Sinne, woraufhin das Dortmunder Oberbergamt zwei Steiger die rheinischen Steinkohlengebiete bereisen ließ, um mit den dortigen Einrichtungen der Koksbereitung genau bekannt zu werden. Alsdann beantragte es beim Finanzministerium, im Hördeschen zwei „Steinkohlen-Abschwefelungs-Öfen“ für Rechnung der Bergbau-Hülfskasse erbauen zu dürfen, um hier die beabsichtigten Versuche anzustellen und dafür Kohlen aus den benachbarten Revieren zu verwenden. An der Konstruktion der Öfen nach Saarbrücker Art — gemeint ist offensichtlich der Bienenkorbofen vom St. Ingberter Typ — werde man wahrscheinlich einiges ändern. Für den Bau der Öfen habe die Gewerkschaft von ver. Bickefeld einen Platz auf ihrer Halde angeboten. Hier könne jede Gewerkschaft mit ihren Kohlen unentgeltlich Versuche vornehmen, sie habe lediglich die Arbeitslöhne, die Ausgaben für die Versuche und die Kosten des Transportes zu tragen.

Bei diesem Plan war es von grundsätzlicher Bedeutung, die Eisenindustrie mit gutem Koks zu versorgen. Die Hütten des Ruhrgebietes und seines weiteren Umkreises, die dafür hauptsächlich in Betracht kamen, waren außer denen bei Sterkrade die Eisenhütte Westphalia in Lünen, die Hütte Minerva bei Isselburg nahe der holländischen Grenze, die Gewerkschaft Friedrich Wilhelm bei Gravenhorst unfern Ibbenbüren und die Sundwicher Hütte. Zum Teil hatten sie schon selber Versuche mit Steinkohlenkoks vorgenommen.

Nunmehr wurden bei der Halde von ver. Bickefeld auf Königliche Rechnung zunächst zwei und bald darauf drei weitere Koksöfen nach Saarbrücker Art gebaut, die der Steiger Schwabe beaufsichtigte. Das Oberbergamt überließ der Zeche die Öfen unter

der Bedingung zum Eigentum, daß jede andere Zeche des Hörde-Brüninghauser Reviers hier Abschwefelungsversuche mit ihren Kohlen anstellen dürfe, ohne etwas dafür zu entrichten, und daß der Steiger der Zeche ver. Bickefeld dabei Hilfsdienste leiste. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß mittlerweile auf der nahen Zeche Glückaufsegen ein Ofen anderer Konstruktion erbaut war, worüber aber nichts Genaueres berichtet wird. Ob es der soeben genannte auf der Zeche Glückauf war?

Dadurch habe man den Vorteil, zweierlei Arten von Öfen zu probieren. Außerdem werde man mit dem Eisenetablissement im Hombruch, womit das Harkortsche Puddlingswerk gemeint sein muß, eine Vereinbarung treffen, damit hier die verschiedenen Koksorten unter genauer Aufsicht benutzt und somit Erfahrungen gesammelt werden. Bewähre sich der Ofenbau bei ver. Bickefeld, so dürften später auch an geeigneten Punkten des Bochumer Reviers Versuche zu machen sein.

Über den Probetrieb der Königlichen Öfen erstattete der Revierbeamte Jacob vom Märkischen Bergamt laufend Meldung. Zunächst ergab sich, daß der untere Teil des Koks ungar blieb, die Kohlen waren zu feucht. Man setzte die Öfen auf ein Gewölbe — offenbar werden erst jetzt die drei weiteren Öfen gebaut — womit der Übelstand verschwand. Als bald stellte man fest, es sei dem äußeren Aussehen nach die Kohle von Flöz Eierkamp der damals sehr angesehenen Dortmunder Zeche Friedrich Wilhelm am geeignetsten; sie wolle selber gern Öfen bauen, auch deshalb, weil sie sich einer günstigen Lage zur Lünen Eisenhütte Westphalia erfreue.

Allgemein zeigten die Versuche, bei denen in der Regel eine 24stündige Verkokung zugrunde gelegt war, daß ein Scheffel Kohlen zu 110 bis 116 Pfund 46 bis 50 Pfund Koks ergab. Einige Proben blieben allerdings beträchtlich darunter, so die von den Zechen Hamburg und Stuchtey mit 40 bis 43 Pfund, während man bei späteren Versuchen durchweg 55 Pfund erzielte. Die Preise stellten sich für den Zentner auf 9 bis 10 Sgr., demgegenüber der Meilerkoks der Wittener Zechen 12 Sgr. kostete.

Das Ministerium wünschte jetzt, daß bei der Koksdarstellung auf den Königlichen Öfen auch auf die Erzeugung von Teer Rücksicht genommen werde. Im übrigen beteiligten sich die Gewerkschaften nur wenig an den Versuchen, das Oberbergamt klagt darüber. Am 9. September 1841 berichten Ehrenfried Honigmann und Jacob vom Märkischen Bergamt, weder zu Lünen noch zu Wetter noch auf der Olper Henriettenhütte habe man veranlassen können, Hördeschen Koks zu verwenden, sie benutzen lieber weiterhin den Essenschen. Als am 25. März 1841 in Anwesenheit von Oberberghauptmann Graf v. Beust und

Berghauptmann v. Mielecki eine Konferenz im Märkischen Bergamt zu Bochum auch die Abschwefelung der Steinkohlen erörtert, empfiehlt der Oberberghauptmann aufs angelegentlichste die Erzeugung von Koks, die besonders für das Hördesche Revier von Wichtigkeit sei, das dafür ausgezeichnete Kohlen und eine geeignete Lage besitze. Ohne Zweifel werde die Vollendung der Lennestraße für den Absatz von wesentlichem Einfluß sein, außerdem führe die immer fühlbarere Abnahme des Holzes am wirksamsten zu einem Erfolg.

Das alles waren die Gesichtspunkte, die das Entscheidende richtig trafen. Einstweilen aber kam, trotz aller Bemühungen der Bergverwaltung, die Entwicklung bei Hörde und damit im ganzen Westfälischen nicht voran, um so mehr aber im Rheinischen.

9. Die Ausbreitung der Koksöfen im rheinischen Revier Anfang der vierziger Jahre

Im Rheinischen setzte sich mittlerweile der Ausbau der Kokereien bei ver. Sälzer und Neuak und namentlich bei Schölerpad in einem ungestümen Tempo fort, wobei wiederum Franz Haniel an der Spitze stand. Im Juli 1843 legte er nach behördlicher Genehmigung auf einem eigenen Grundstück zwischen den Zechen Schölerpad und Hagenbeck neue Koksöfen an, um seinen Verpflichtungen gegenüber den immer mehr in die Erscheinung tretenden Eisenbahnen zu genügen. Es kamen sieben Doppelöfen zu den bisherigen Schölerpadern hinzu und in den nächsten Wochen weitere vier.

Außerdem schloß er am 16. Januar 1843 mit der Gewerkschaft ver. Sälzer und Neuak einen langjährigen Vertrag, nach dem sie ihm gegen 12 Taler 7 Groschen die 77 Ruten 50 Fuß große Fläche verpachtete, auf der seine Koksöfen standen, und das Land hinter dem Koksschuppen mit 426 Ruten 39 Fuß. Er betreibt dabei, wie es zusätzlich heißt, die Koksfabrikation auf eigene Rechnung, kauft die Kohlen von der Gewerkschaft, läßt daraus die Brocken zum Verkauf als Stückkohlen ausharken und verwendet den feinen Überrest zur Verkokung. Wie groß Franz Haniels, Verkokungsanlagen damals schon waren, erhellt daraus, daß er bei seiner Kokserzeugung und seinem Koksversand täglich 46 Brenner beschäftigte, 28 Tagelöhner und Steinaussucher, 5 Aufseher, 55 Fuhrleute und 50 Schiffer, insgesamt 184 Mann, die fast ebensoviele Familien repräsentierten.

Mit dieser stattlichen Kokserzeugung konnte er jetzt daran gehen, den englischen Koks aus Holland zu verdrängen, der dort

der besseren Qualität und des niedrigeren Preises halber den Vorzug hatte. Er setzte sich nicht sofort durch, er benötigte erst gewisse Preisvergünstigungen im Kohlenbezug, um die er sich schon 1840 bemüht hatte, als Oberberghauptmann Graf v. Beust seine große Kokcreianlage bei Schölerpad besichtigte. Gewähre man sie ihm nicht, so würden rohe Steinkohlen nach Holland gehen und dort zu Koks gebrannt werden und damit unser Land einen Erwerbszweig mehr verlieren. Graf v. Beust erachtete den Antrag für angemessen. Im August 1843 bat Franz Haniel die Deputierten von ver. Sälzer und Neuak aus demselben Grunde um eine Kohlenverbilligung, wenn er bis zum 1. September 1844 mindestens 100 000 Scheffel Kohlen übernehme, wahrscheinlich aber noch beträchtlich mehr. Sie waren hiermit grundsätzlich einverstanden, im einzelnen aber gab es dabei noch vielerlei zu regeln.

Ferner bemühte sich Franz Haniel bei seiner Koksfabrikation um „die Ausdehnung und Vervollkommnung des für Deutschland so hochwichtigen Eisenhüttengewerbes“, das wesentlich von der Darstellung eines vorzüglich reinen und möglichst billigen Koks abhängt. „Ohne guten Koks werden wir bei dem stets zunehmenden Mangel nie imstande sein, die für Deutschland erforderlichen Eisenquantitäten zu schmelzen. Wir müssen also fortwährend dem Ausland um so mehr tributbar bleiben, als die vielmehr im Bau begriffenen Eisenbahnen Eisen erfordern.“

Bei der Eisengewinnung waren gegenüber dem englischen, belgischen und saarländischen Koks bislang alle Versuche mit Ruhrkoks von Schölerpad und ver. Sälzer und Neuak ungünstig ausgefallen. Der Saarkoks wurde sogar von Hüttenbesitzern, die Franz Haniel befreundet waren, dem Essenschen Koks vorgezogen. Auch wollte es trotz aller Bemühungen nicht gelingen, die rheinischen Eisengießereien zum Gebrauch von Essener Koks zu bewegen, sie klagten über seine unreine Qualität.

Bislang hatte sich Franz Haniel mit seinen Koksöfen um die beiden Zechen Sälzer und Neuak sowie Schölerpad gruppiert. Ruhrort, seine Heimat, wird jetzt, wie voraussichtlich war, ein dritter Ansatzpunkt. Er errichtete hier mehrere Öfen, und zu den vorhandenen Liebrechtschen kommen weitere hinzu. Im Februar 1842 waren sie nach einem Schriftstück des dortigen Bürgermeisters mit 60 und 62 Fuß hohen Schornsteinen verbunden, so daß es größere Anlagen gewesen sein müssen. Liebrecht schwafelte hier Kohlen der Bochumer Zeche Engelsburg ab. Die Kosten für ihren Transport nach Ruhrort wurden durch den billigeren Preis von 2 Sgr. 5 Pfg. je Scheffel Grus sowie durch die reinere Qualität reichlich aufgewogen, vor allem aber durch das viel

größere Maß, indem 85 Scheffel Engelsburger Kohlen ebensoviele waren wie 100 Scheffel Schölerpader oder Sälzer Kohlen.

Bald kamen bei der Zeche Engelsburg selber Koksöfen auf, bei der Liebrecht einer der Lehnträger war. Die Anlage dürfte deshalb auf ihn zurückgehen. Die ersten Versuche wurden mit runden Öfen 1840 vorgenommen, wobei man aber insofern Mißerfolg hatte, als der Koks keinen Absatz fand. Ende 1842 kamen

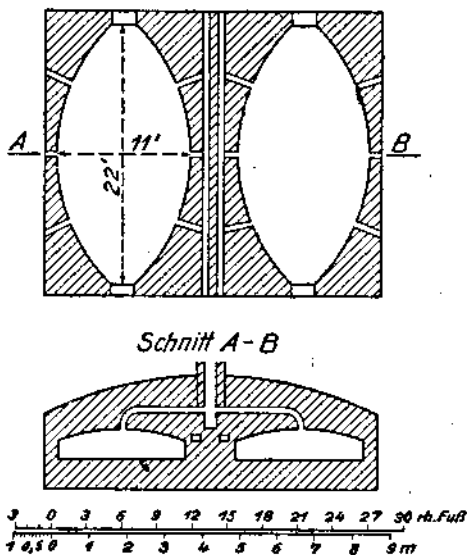


Abbildung 5. Ein Doppelkoksöfen auf der Zeche Engelsburg 1846.
Nach einer gleichzeitigen Vorlage von Franz Haniel.

aber schon zwei Doppelöfen hinzu, die aneinander gebaut waren, 22 Fuß lang, 11 Fuß breit und 28 Zoll hoch, wobei die Umfassungsmauer 18 Zoll und die Spannung 10 Zoll betrug. Einen derartigen Ofen aus dem Jahre 1846 zeigt die beistehende Abbildung.

Einen zusammenfassenden Überblick über alle rheinischen Kokereianlagen des Ruhrreviers bietet für Ende 1843 ein Bericht, den Berghauptmann Mielecki am 3. Januar 1844 dem Oberpräsidenten Frhrn. v. Vincke erstattete. Danach standen bei Schölerpad 21 einfache und 20 Doppelöfen, bei ver. Sälzer und Neuk 12 einfache und 10 Doppelöfen und in Ruhrort 3 einfache und 3 Doppelöfen. Insgesamt waren also 36 einfache und 33 Doppelöfen vorhanden. Von all diesen Öfen gehörten Franz Haniel 6 einfache und 18 doppelte auf der Zeche Schölerpad, wo nunmehr auch Kohlen von der Zeche Hagenbeck abgeschwefelt wurden,

und 2 doppelte auf ver. Sälzer und Neuak, so daß er allein von den 9 einfachen zwei Drittel und von den doppelten fast alle betrieb, wohl der beste Ausdruck dafür, welche Bedeutung er für die damalige ruhrländische Koksindustrie hatte. Die Ruhrorter Öfen wurden, wie es ergänzend heißt, zu je zwei für Rechnung von Friedrich Wilhelm Liebrecht und je 1 für Rechnung von Carl Haniel betrieben. Im Bau begriffen waren auf der Zeche Helene und Amalie 6 doppelte und auf der Mutung Mathias, der Vorläuferin der Zeche Victoria Mathias, 4 doppelte Öfen.

In Betrieb waren Ende 1843 9 einfache und 23 Doppelöfen, woraus ersichtlich ist, wie stark die jüngeren Doppelöfen bevorzugt wurden, die in der technischen Leistung und damit in der Preisgestaltung vorteilhafter waren. Demgemäß war auch der Anteil der Franz Hanielschen Kokserzeugung der weitaus größte. Sie belief sich täglich auf 600 Zentner, während die von Friedrich Wilhelm Liebrecht und Carl Haniel nur je 70 Zentner ausmachte. Insgesamt betrug Ende 1843 die im rheinischen Anteil des Ruhrgebietes bei den Zechen erzeugte Koksmenge täglich 740 Zentner. Dazu wird ausdrücklich vermerkt, die Erzeugung sei seit einigen Wochen schwächer als früher. Das Quantum, das Franz Haniel nach Holland versende, könne auf jährlich 200 000 Zentner angenommen werden. Außerdem wurden auf den Eisenhütten-Etablissements Jacobi, Haniel und Huyssen bei Sterkrade, der Eisenhütte bei Mülheim und der Kruppschen Gußstahlhütte bei Essen Kohlen für den eigenen Gebrauch abgeschwefelt, aber nicht anderweitig verkauft, sie sind nicht mitberechnet.

Für 1844 läßt sich feststellen, daß auf ver. Sälzer und Neuak neben den Hanielschen Öfen auch Koksöfen der Sterkrader Hütten-gewerkschaft Jacobi, Haniel und Huyssen standen, ferner der Düsseldorf-Elberfelder Eisenbahngesellschaft, des Herrn v. Born, der Firma Göring, Deus und Moll, die die Nachfolgerin der Mülheimer Eisenhütte von Johann Dinnendahl war, und von Schemann u. Co. Außerdem hatte hier wie auf Schölerpad etwa seit 1843 Gerhard Haniel eigene Koksöfen errichtet und ebenfalls in Ruhrort, die nach seinen Angaben insgesamt ebensoviel Öfen wie die von Franz Haniel ausmachten.

Auch die Kokserzeugung zu Ruhrort muß damals beachtlich gewesen sein. Im April 1844 wird in einem Regulativ des Finanzministeriums für die Bergwerks- und Ruhrschiifffahrtsabgaben neben der Steinkohle zum erstenmal auch der Koks aufgeführt. Die Deklaration hat ausdrücklich anzugeben, ob der Deklarant den Koks in Ruhrort herstellen läßt oder nur über Ruhrort aus der Grafschaft Mark und dem Essen-Werdenschen versendet.

Im Mai des gleichen Jahres 1844 waren außerdem auf der Essener Zeche Helene und Amalie 6 Koksöfen in Betrieb, mit

deren Anlage 1843 begonnen war, und 2 weitere im Fundament gemauert. Sie wurden am 26. Juli 1844 von Graf v. Beust ebenfalls besichtigt, der die Errichtung eines Schornsteins nach Saarbrücker Art empfahl. Die Öfen glichen den Schölerpadern, nur war die Lage der Öffnung etwas anders. Der Herd bestand aus feuerfesten Steinen, das Gewölbe aus gewöhnlichen Ziegeln. Mit 72 Scheffeln Kohlen erzielte man in 48 Stunden das beste Ergebnis. Die jüngste und damit modernste Anlage kam 1846 auf der Zeche Wolfsbank im Nordwesten von Essen hinzu. Die Öfen hatten im Lichten 18 Fuß Länge, 12 Fuß Breite und $4\frac{1}{2}$ Fuß Höhe, waren also etwas größer als die Engelsburger. Der Herd war quadratisch und maß 167 Quadratfuß.

Eine amtliche Aufstellung für das Jahr 1844 gibt insgesamt für das Essen-Werdensche Bergamt einen Koksabsatz von 360 543 Zentner an, „welches hauptsächlich der Tätigkeit des Kaufmanns Franz Haniel zuzuschreiben“ ist, für das Märkische Bergamt aber nur von 71 451 Zentner, worunter sich auch der Meilerkoks von den Zechen Hamburg, Stuchtley und Augustus befand und sonst Ofenkoks von der Zeche Friedrich Wilhelm, für den sich der Mitgewerke von Hövel einsetzte, und von der Zeche Engelsburg, wo der „Privatunternehmer Endemann und Kons.“, sich der Koksbereitung annahm.

10. Betrieb und Konzession der Koksöfen 1845

Über die Betriebsweise besitzen wir aus ungefähr gleicher Zeit, vom 28. Mai 1844, einige eingehendere Nachrichten über die zuletzt bei Schölerpad und ver. Sälzer und Neuak errichteten neuen Öfen. Danach wurden die Kohlen zunächst sortiert, indem man sie auf ein schräges Gitter stürzte. Die Bröcken rollten hinunter, der Grus fiel durch die Öffnungen. Die Brocken wurden als Stückkohlen verkauft und der Grus verkocht.

Vor der Verkokung wurde bei jedem Ofen zunächst viel Fleiß auf ein gutes Ausherden verwandt. Ein kleines Holzfeuer, das mit Steinkohlen acht bis vierzehn Tage lang ununterbrochen fort dauerte, trieb aus dem Mauerwerk alle Feuchtigkeit heraus. Dann machte man den Ofen so heiß, daß sich die frisch eingetragenen Steinkohlen von selber entzündeten, wobei die Steinkohlen nicht zu hoch in den Ofen kamen, weil der erste Brand gewöhnlich nicht gleich guten Koks lieferte. Es wurden lediglich feine Gruskohlen genommen, aus denen die Steine vorher gehörig ausgelesen waren, da sonst zuviel Asche übrig blieb.

Das Eintragen geschah mit zwei Mann von zwei Seiten her. Die Kohlen wurden zunächst an den Türen und dann zur Mitte des Ofens hin gleichmäßig geharkt. Dann schloß man die Türen,

machte dagegen die drei Öffnungen in der Decke ein wenig oder ganz auf, zündete die Kohlen von oben an und schloß die Öffnungen wieder, damit das Feuer sich zuerst nach unten auswirkte. Später wurden die Öffnungen an der Decke abermals etwas aufgemacht, wobei man darauf achtete, daß die Kohlen an allen Stellen gleichmäßig brannten.

Fing der Koks an zu garen, so ließen die Flammen im Ofen allmählich nach, bis sie sich gänzlich verloren. Dann war der Koks völlig gar. Das Ausziehen geschah erst von der einen und dann von der anderen Seite des Ofens. Der ausgezogene Koks wurde mit Wasser abgekühlt, woraufhin er bald ausbrannte. Nunmehr mußte der Ofen abkühlen, so daß bis zum Eintragen neuer Kohlen gewöhnlich noch drei bis fünf Stunden vergingen.

In 24 Stunden ließen sich 40 bis 48 Scheffel ausschweifeln. Die kleinen Koksstücke, die hierbei anfielen, waren unerwünscht. Sie verursachten bei dem häufigeren Umladen, das der weite Versand des Koks mit sich brachte, große Zeitverluste, ferner waren sie bei den Eisenhütten nicht beliebt, dagegen bei den verschiedenen Eisengießereien vorteilhaft, weil sie stark ausschweifelt waren.

Schwefelte man in 24 Stunden 60 Scheffel Kohlen ab, so ergaben sich größere und dichtere Stücke. Zwar blieb auf der unteren Seite, die auf dem Herd gelegen hatte, meistens eine rohe Stelle von 1 bis 2 Zoll übrig; wurde der Koks aber stark ausgebrochen, so verschwand sie.

Das Aufkommen der Kokereien führte naturgemäß zu Belästigungen durch Rauch, was zu Beschwerden Anlaß gab. Darauf geht es wohl zurück, daß der Essener Bürgermeister Pfeiffer 1840 Franz Haniel, als er auf ver. Sälzer und Neuak vier Koksöfen erbaute, aufforderte, sich wegen dieser unerlaubten Anlage sofort zu verantworten, widrigenfalls die Polizei die Öfen abbreche. Grundsätzlich vertrat Heintzmann die Ansicht, in Zukunft sei für die Koksöfen eine Konzession nachzusuchen. Die ganze Entwicklung drängte in der Tat dahin.

Das Dortmunder Oberbergamt entwarf jetzt eine Bekanntmachung, die es am 19. Juli 1842 gemeinsam mit der Düsseldorfer Regierung dem Berliner Finanzministerium zulicite, das aber zunächst für den westfälischen Teil des Ruhrgebietes eine Rückäußerung der Arnberger Regierung einforderte. Die Verordnung wurde dann am 26. Oktober 1843 den Bergämtern zu Bochum und Essen zugefertigt, trat aber im Essen-Werdenschen offenbar nicht in Kraft, die zuständige Düsseldorfer Regierung gab keinen entsprechenden Erlaß heraus. Die endgültige Regelung erfolgte erst durch die Allgemeine Gewerbeordnung vom 17. Januar 1845. Das Oberbergamt machte jetzt am 5. September

1845 die Bergämter darauf aufmerksam, Anlagen zur Bereitung von Koks oder Teer aus Steinkohlen bedürfen einer besonderen Genehmigung, sofern sie außerhalb der Gewinnungsorte des Materials errichtet werden.

11. Der Kokshandel mit den Eisenbahnen

Mittlerweile hatte der Kokshandel einen Aufschwung genommen, den wenige Jahre zuvor niemand ahnen konnte. In rascher Folge ziehen die Eisenbahnen ein. Ihre Lokomotiven verheizen nach englischen und französischen Vorbildern den Koks und nicht die Kohle.

Zuerst nahmen süddeutsche Eisenbahnen in größeren Mengen den Saarkoks ab, so seit 1836 die Fürther Eisenbahn, seit 1840 die Baden-Frankfurter und seit 1841 die französische Ostbahn für ihre Strecken von Straßburg nach Basel und Paris. Bald wirkte sich diese Entwicklung auf den Ruhrkoks aus. Die Düsseldorf-Elberfelder Bahn ging 1840, wie wir schon kennenlernten, auf Sälzer und Neuack dazu über, in einer eigenen Anlage Koks zu erzeugen.

Einstweilen blieb sie im Ruhrrevier die einzige Bahn, die selber Koks erzeugte, die übrigen kauften von den Koksfabrikanten. Franz Haniel versandte 1842 schon große Mengen an die Badische Bahn. Es mußte bester trockener Koks sein mit wenigstens 90% in Stücken, dabei der kleinste nicht unter 16 Kubikzoll. Die Ablieferung hatte im Mannheimer Bahnhof zu erfolgen, wohin der Koks von den Rheinnachen in Körben auf besonderen Wagen transportiert wurde. Franz Haniel lieferte auch an die Taunusbahn und nach der Lahn und Mosel, wobei es sich ebenfalls um für die damaligen Verhältnisse beträchtliche Mengen handelte. Gleichzeitig war sein Neffe Carl rührig. Er bot 1843 der noch in den Anfängen steckenden Köln-Mindener Bahn Koks an, wie auch Franz Haniel, ohne daß sie voneinander wußten; beide versorgten fortab diese Gesellschaft. Für Juli 1844 besagt eine Aufstellung, daß Franz Haniel Koks verkaufte an die Köln-Belgische Bahn, an die Köln-Bonner Bahn, an die Mosel-Dampfschiffahrt, die Taunus-Bahn, die Mannheim-Kehler-Bahn, die Nürnberg-Bamberger Bahn und die Haag-Amsterdamer Bahn.

Neben den Haniels offerierten Friedrich Wilhelm Liebrecht und namentlich auch Mathias Stinnes Koks, dessen Firma aber erst nach seinem Tod stärker ins Geschäft kam. 1848 schreibt sie dazu, sie sei im Besitz von drei Kohlengruben der fettesten Qualität, verbunden mit vierzig Koksöfen. Auch bei ihr waltet der Grundsatz vor, nicht so sehr auf einen Gewinn beim Koksverkauf zu sehen als auf den Kohlenabsatz der Gruben. Als

Referenz gibt sie die Kölner Dampfschiffahrtsgesellschaft auf, der sie bereits seit sieben Jahren fast ausschließlich die Kohlen geliefert habe. Sie betont dabei, sie sei im Besitz zweier Remorqueure und zahlreicher Kohlennachen. Wohl als Gegenstück dazu schreibt Franz Haniel im Januar 1849, er habe drei Remorqueure, etwa fünfzig Rheinschiffe, großartige Koksbereitungsanlagen, Bergwerke und Maschinen, in denen Hunderttausende und damit der weitaus größte Teil seines Vermögens stecke.

So war der Kokshandel in wenigen Jahren ein bedeutsames Geschäft geworden, dem man prophezeien konnte, daß es sich rasch weiterentwickeln werde.

12. Die Anfänge einer Verkokung in Öfen im westfälischen Revier seit 1846

Es war voraussehen, daß sich der Bedarf an Ruhrkoks alsbald unabschbar steigern und damit die Nachfrage ungeahnte Ausmaße annehmen würde, eine Bewegung, die sich nunmehr auch auf den westfälischen Anteil des Ruhrreviers auswirken mußte. Den Anstoß dazu gab die Köln-Mindener Eisenbahn, die das nördliche Ruhrgebiet zu erschließen beabsichtigte und dabei im Dezember 1844 verlauten ließ, sie wolle beim Dortmunder Bahnhof eine große Koks Brennerei anlegen.

Zunächst erkundigte sich ihr Abteilungsdirektor Ruperti beim Oberbergamt Dortmund, ob er die erforderliche Quantität Koks in „vollkommen backender Eigenschaft und der gehörigen Reinheit“ von den nächsten Revieren Hörde und Brüninghausen während einer langen Reihe von Jahren beziehen könne. Das Oberbergamt Dortmund war sich sofort darüber klar, die Verkokungsversuche seien jetzt schleunigst wiederaufzunehmen, zumal seit den ersten in den Bickfelder Öfen eine größere Zahl neuer Flöze im Abbau stand. Es war sich ferner darüber klar, daß die Direktion der Köln-Mindener ihren Koksbedarf keineswegs bei Dortmund decken mußte, sondern es auch an anderen Orten des Ruhrgebiets tun konnte.

Es stellte deshalb den Gewerken die Bickfelder Öfen abermals unentgeltlich für Versuche zur Verfügung und erteilte, um ohne Zeitverlust möglichst befriedigende Ergebnisse zu erhalten, dem Bergmeister Herold den Sonderauftrag, alles Weitere beschleunigt einzuleiten. Noch vor Jahresende 1844 berief dieser die Deputierten sämtlicher Gruben der beiden Reviere zu einer Beratung nach Hörde. Hier wurden sie sich darüber einig, daß über das Beschaffen einer hinreichenden Menge Koks zum Betrieb der Köln-Mindener kaum ein Zweifel zu erheben sei und die Eisenbahndirektion ohne die mindeste Gefahr bei Dortmund eine großartige Verkokungsanstalt anlegen könne. Falls ihr diese

Versicherung aber noch nicht genüge, sei man erbötig, mit jenen Flözen Versuche vorzunehmen, mit denen man es bislang nicht getan habe, oder auch unter Leitung von Personal, das aber die Eisenbahn zu stellen habe. Am sichersten wäre es indes, „wenn auf Kosten der Eisenbahndirektion ein Ofen zu den Versuchen nach der neuen Konstruktion am Bahnhof erbaut würde und die etwa noch nötigen Versuche in diesem unter Aufsicht der technischen Eisenbahnbeamten gemacht würden. Werde zu letzterer Maßregel übergegangen, so würden die Gewerkschaften von den einzelnen Flözen einen Ofen voll Kohlen zu diesen Versuchen gern unentgeltlich verabfolgen lassen, und würde ein solcher Versuch den Aktionären nur sehr geringe Kosten verursachen, da der Ofen später in Benutzung bleiben könne.“ Mit anderen Worten: Fast alle Kosten und das Risiko sollte die Eisenbahn tragen! Noch einen Schritt weiter ging der Bevollmächtigte des Kammerherrn v. Romberg: er könne seine Zustimmung zu den Koksversuchen auf Rechnung der Grubenkasse nicht geben!

Das Märkische Bergamt unter Ehrenfried Honigmann berichtete nunmehr am 10. Januar 1845 dem Oberbergamt über die Zechen, die in Betracht zu ziehen seien. Im übrigen bedauerte es die Auslassungen der Gewerke und insbesondere die Auffassung des Kammerherrn v. Romberg. Unterdessen hatte am 6. Januar 1845 Direktor Ruperti namens der Köln-Mindener offiziell dem Oberbergamt geschrieben, es möge die Gewerke des Hörder Reviers veranlassen, Versuche mit den Kohlen der verschiedenen Zechen auf den für solche Zwecke bereitstehenden Koksöfen der Zeche Bickefeld anzustellen und ihm die Proben der Koks mit Angabe der Zeche, von denen die Kohlen stammten, zu übersenden.

Das Dortmunder Oberbergamt nahm sich aufs wärmste der Angelegenheit an. Es verhandelte mit einer Reihe jener Gewerke, die zwar erklärt hatten, eine Fuhr Kohlen von ihrer Zeche unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, aber im großen und ganzen alle entstehenden Kosten der Köln-Mindener aufladen wollten. Die Deputierten der Zechen Friedrich Wilhelm und Louise waren als erste zu einem Entgegenkommen bereit, sie wollten selber Versuche anstellen und den dabei gewonnenen Koks der Eisenbahn unentgeltlich überlassen, worüber das Oberbergamt die Bahngesellschaft sofort benachrichtigte. Es hoffte jetzt, daß auch die übrigen Zechen dem Beispiel folgten und „ihr eigenes wesentliches Interesse nicht verkennen“, anstatt „der ganz ungeeigneten Ansicht beizutreten“, die Eisenbahndirektion müsse die Verkokungsversuche selber vornehmen und die Öfen dazu bauen.

Die meisten Gewerken ließen sich umstimmen, nur v. Romberg als Hauptgewerke der Brüninghauser Zechen Glückauf und Glückaufsegen lehnte nach wie vor alles ab. Er zeigte dem Oberbergamt sogar an, er habe seinen Ofen abbrechen lassen, und auf weitere Äußerungen hin mußte das Oberbergamt sogar daran zweifeln, daß er für die Bickfelder Öfen überhaupt Kohlen stellen werde.

Jetzt wurde die Köln-Mindener in ihrer Auffassung schwankend, ob sie bei Dortmund eine Koksanstalt anlegen solle oder nicht; offenbar hatte sie zuviel von der ursprünglichen Einstellung der dortigen Gewerken erfahren. Sie zog nunmehr das gesamte Ruhrgebiet in den Kreis ihrer Absichten. Am 21. März 1845 fragte sie beim Oberbergamt an, welche Zechen in der Nähe der Bahnlinie Oberhausen—Dortmund vorzugsweise Koks-kohlen liefern könnten und „welche relativen Vorzüge namentlich die Kohlen aus dem Dortmunder und aus den Essener Revieren für die Koksbereitung haben“. Aus weiteren Auslassungen ist deutlich, wie sehr sich das Oberbergamt zugunsten von Dortmund ins Zeug legte, auch in einer allgemeinen Zusammenfassung von Ende März 1845. Zu gleicher Zeit versuchte es nochmals, v. Romberg umzustimmen, woran ihm so sehr lag, weil er der Hauptgewerke vom Brüninghauser Revier war. Er möchte sich endlich davon überzeugen, „wie dringend notwendig es ist, daß die Zechen den Eisenbahndirektionen willfährig entgegenkommen, anstatt ruhig und bis es zu spät ist, abzuwarten, was diese beschließen. Die regsameren Gewerkschaften anderer Reviere können dadurch leicht den Vorzug erhalten“.

Trotzdem blieb v. Romberg der einzige, der nach wie vor sich zu nichts bewegen ließ. Als er schließlich vom Dortmunder Oberbergamt amtlich aufgefordert wurde, baldigst einen Überschlag der Kosten einzusenden, die ihm bei Verkokungsversuchen mit Kohlen seiner Zechen in den Öfen der Zeche Bickfeld entstehen, erklärte er sich, wie Bergmeister Herold am 11. August meldete, endlich bereit, die Kohlen hierfür unentgeltlich zu verabfolgen, daß er „jedoch um die Versuche selbst wie um den Transport der Kohlen zu den Koksöfen sich nicht bekümmern will“.

So kam schließlich vor hundert Jahren nach Überwindung kaum verständlicher Schwierigkeiten die Dortmunder Koksindustrie in einer Gegend in Gang, in der sie später eine so bedeutsame Stellung einnehmen sollte. Für Ende 1846 kann das Oberbergamt feststellen, daß auf Friedrich Wilhelm sechs Koksöfen zusammenhängend stehen (Abb. 6). Sie waren von runder Form und 9 Fuß hoch. Außer dem seitlichen Loch und einer Öffnung unter dem Ofen waren keine Züge vorhanden. In jeden Ofen ließen sich 80 Scheffel einsetzen, die man nach 48 Stunden

zog. Der glühende Koks wurde mit Wasser übergossen, wobei sich die Schwefelteilchen verflüchtigten. Dabei erhielt er aber ein schlechtes Aussehen und zerfiel in kleine Stücke, obwohl er der Qualität nach recht gut war.

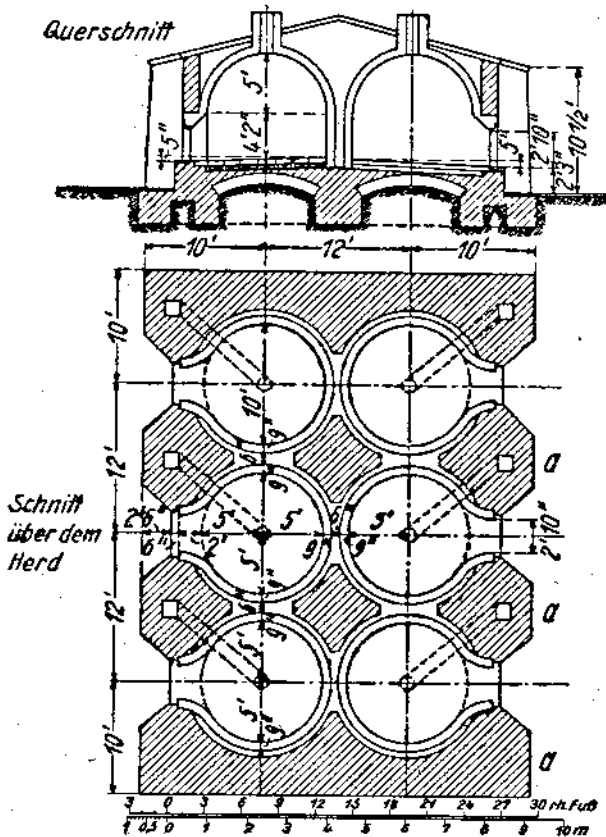


Abbildung 6. Die Koksöfen auf der Zeche Friedrich Wilhelm 1845.
Nach einer gleichzeitigen Vorlage von Franz Haniel.

13. Die Schaumburger Öfen seit 1847

In diese erste Entwicklung einer westfälischen Koksindustrie fällt das Aufkommen einer neuen Verkokungsart auf dem Steinkohlenbergwerk Obernkirchen, die nach der dortigen Grafschaft als Schaumburger Öfen, aber auch als Bückeburger oder Sülbecker Öfen bekannt wurde. Wiederum war es Franz Haniel, der

sich sofort darüber unterrichtete und am 22. Juli 1843 eine Ausarbeitung erhielt, der die Abbildung 7 zugrunde liegt.

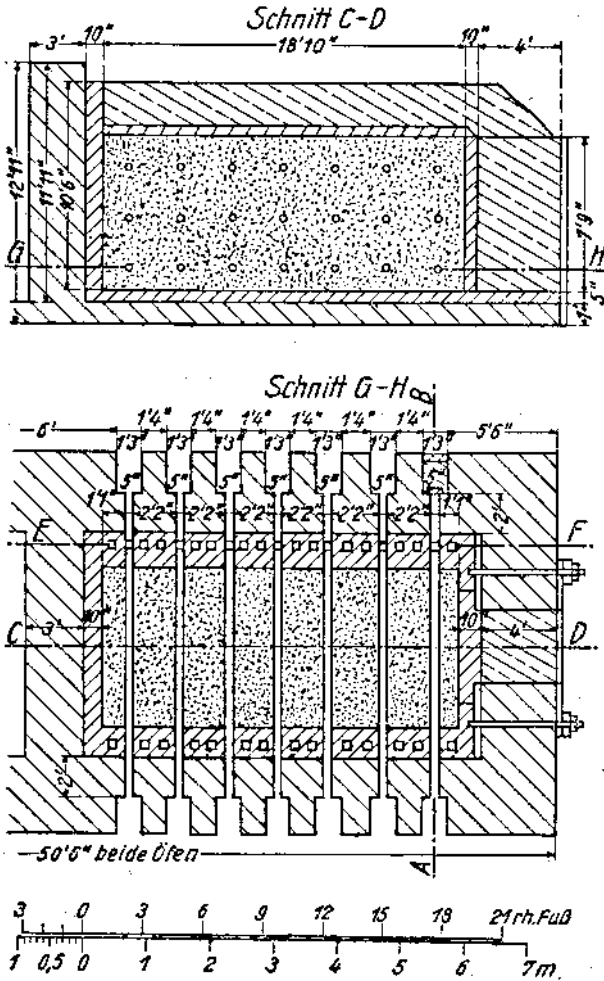


Abbildung 7. Ein Schaumburger Koksöfen in Obernkirchen 1843.
Nach einer gleichzeitigen Vorlage von Franz Haniel.

Die Schaumburger Kohle besaß die Eigenschaft, bei der Verkokung stark aufzublähen, was sich jedoch unter größerem Druck vermeiden ließ, so daß dann ein dichter Koks entstand, der gerade nach Art des englischen sehr begehrt war. Dafür

hatte man in Obernkirchen zunächst einen kleineren prismatischen Ofen gebaut, der oben offen war und ziemlich starke Seitenmauern hatte, und in ihm 60 bis 80 Schaumburger Balgen Kohlen 4 Fuß hoch aufgehäuft. Sie wurden durch innere Quergänge in Brand gesetzt, die durch kleine Seitenmauern mit einem Schornstein verbunden waren. Um ein Ausdehnen nach oben möglichst zu verhindern, wurden die Kohlen mit einer Lehmdecke beschwert.

Nach mancherlei Versuchen und Abänderungen konstruierte man einen zweiten Ofen, den man beibehielt und für den man den Namen „Meilerofen“ vorschlug, was in der Tat das Wesen des Schaumburger Ofens gut traf. Er war eine Kombination zwischen der Verkokung in offenen Meilern und geschlossenen Öfen. Nach oben war er offen, an den Seiten aber von niedrigen Ziegelsteinmauern umgeben, durch die eine kleinere oder größere Zahl von Luftkanälen lief. Die Kohlen verkokten auf Holzunterlagen. Der fertige Koks wurde aus einer Türwand ausgezogen, die sich an einer der beiden kurzen Querwände befand.

Die Schaumburger Öfen boten den Vorteil, daß man auf einmal größere Mengen Kohlen verkoken konnte und darunter auch Gruskohlen. Einstweilen kamen sie im Ruhrgebiet nicht auf, auch noch nicht, als sich zwei Jahre später, am 5. Mai 1845, das Essen-Werdensche Bergamt darum bei Franz Haniel bemühte; Oberberghauptmann Graf v. Beust wünsche, daß im Essen-Werdenschen mit einem Schaumburger Ofen Koks fabriziert werde. Er hatte, wie wir einem anderen Zusammenhang entnehmen, schon am 26. Juli 1844 bei seinem Besuch auf ver. Helene und Amalie die Koksbereitung nach Schaumburger Art vorgeschlagen, die sich recht bewährt habe. Aus der Angelegenheit wurde aber zunächst nichts; wir hören nur, daß sich Franz Haniel weiterhin der geschlossenen Öfen bediente. Der Grund hierfür lag wahrscheinlich darin, daß er eine nicht so stark blähende Kohle wie die Obernkirchener verkokte.

Erst im übernächsten Jahre, 1847, wurden im Ruhrgebiet die Schaumburger Öfen, die man auch als offene oder als Feldöfen bezeichnete, durch den Berggeschworenen Alberts auf der Zeche ver. Präsident eingeführt. Sie eigneten sich für die Steinkohle der dortigen Gegend am besten zur Darstellung eines festen und dichten Koks, der vorzugsweise begehrt wurde. Ende 1853 standen im Ruhrgebiet bereits 145 Schaumburger Öfen in Betrieb, die meisten auf der westfälischen Seite.

Sie konnten jedoch im Ruhrgebiet die geschlossenen Koksöfen nicht verdrängen, im Gegenteil, sie vermochten sich hier ebensowenig wie im Saargebiet zu halten, wo sie 1849 aufkamen, aber schon 1854 den geschlossenen Öfen wieder Platz machten.

Ende der fünfziger Jahre waren die Schaumburger im Westfälischen schon seltener, da sie zu stark Rauch entwickelten, den man nicht in Kanälen einem hohen Schornstein zuführen konnte. Sie wurden so lästig, daß die Regierungen zu Düsseldorf und Arnberg die Konzession für diese Ofenart versagten. Fortab wurden nur noch geschlossene Öfen gebaut, deren Konstruktion sich inzwischen namentlich nach belgischen Vorbildern weiterentwickelt hatte. Sie werteten die bei der Destillation erzeugte Hitze besser als die Schaumburger Öfen aus, die in dieser Hinsicht sogar den vorausgegangenen Herdöfen nachstanden. Außerdem beanspruchten die neuen belgischen Öfen weniger Wartung, so daß sie an Zeit und Arbeitskräften nicht geringe Ersparnisse einbrachten.

14. Die Dortmunder Koks Brennerei der Köln-Mindener Eisenbahn 1848

Eine der bedeutendsten Anlagen von Schaumburger Öfen aber errichtete zunächst in diesen Jahren die Köln-Mindener Bahn bei Dortmund. Damit verließ sie ihre ursprüngliche Absicht, größere Koks mengen von den bei Hörde und Brüninghausen bestehenden Koks brennereien zu beziehen. Die Lieferungen waren bei der schlechten Beschaffenheit der Wege manchmal recht unregelmäßig gewesen, überdies der Koks nur selten von gleicher Güte, obwohl die Preise ziemlich hoch lagen. Die Bahn ließ sich aber auch von dem Gedanken leiten, von denselben Kohlen bei gleichen Kosten einen Koks besserer Qualität zu erzeugen.

Über die große Dortmunder Verkokungsanlage, die nunmehr die Köln-Mindener Bahn errichtete, hat die Direktion in einer Anlage zum Jahresbericht 1851 eine genauere, bislang kaum beachtete Darstellung hinterlassen, aus der wir zwei Abbildungen bieten. Danach errichtete sie 1848 zuerst 6 geschlossene Öfen elliptischer Form, wie sie sonst im Ruhrrevier üblich waren, dazu ein Magazin und einen Lagerraum, im nächsten Jahr aber drei Schaumburger Öfen. Sie waren 61 Fuß lang und mit einer Wand von 3 Fuß Stärke und $3\frac{1}{2}$ Fuß Höhe versehen, an der sich in Abständen von 3 Fuß Schürlöcher hinzogen, die in der Mitte senkrecht aufsteigende Abzugröhren im Maß von 6 Quadratzoll besaßen. Die Innenseiten der Längswand und der Abzugröhren waren mit feuerfesten Steinen verblendet, alles übrige Mauerwerk bestand aus bleichen Ziegeln. Die Konstruktion ward später dahin abgeändert, daß die Schürlöcher nur 4 Zoll über der Ofensohle lagen und die Öfen 1000 bis 1200 Scheffel Kohlen verkoken konnten. Die Kohlen stammten von der Zeche Friedrich

Wilhelm, wobei man den Vorteil hatte, daß die Kohlenpreise allgemein sanken. Das Ergebnis war weit besser als bei den geschlossenen Öfen. Recht aufschlußreich ist auch eine Darstellung über den Betrieb der Öfen.

Situation

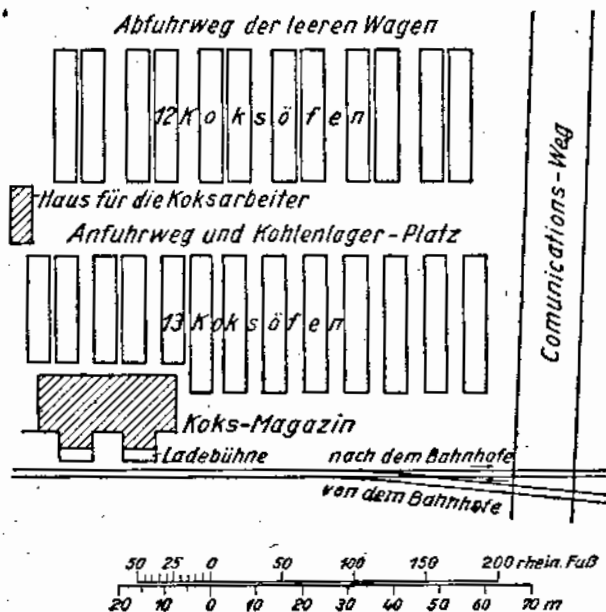


Abbildung 8. Die Koks Brennerei auf dem Dortmunder Bahnhof 1851.
Nach einem gleichzeitigen Bericht der Köln-Mindener Eisenbahn.

Insgesamt war die Direktion mit ihrer Kokserzeugung durchaus zufrieden, sie bezeichnete das Ergebnis als sehr günstig. Darüber hinaus ergaben sich einige allgemeine Vorteile. Es ermäßigte sich fortan nicht nur der Kokspreis fremder Lieferanten, sondern diese verkokten auch einen weit besseren Koks als vormem. „Wir selbst sind aber“, so schließt der Bericht, „nunmehr dahin gelangt, unser eigenes Bedürfnis selbst befriedigen zu können.“

**15. Der Einzug des Steinkohlenkoks im
Hochofen 1850**

Ging die eine große Triebkraft für das rapide Anwachsen der Kokserzeugung vom Aufkommen der Eisenbahnen aus, so eine

andere von der Verwendung des Koks im Hochofen. Damit wurde endlich ein Problem gelöst, um das man sich im Ruhrgebiet seit Jahrzehnten bemüht hatte. Wir lernten schon beim frühesten Aufkommen des ruhrländischen Kokereiwesens ken-

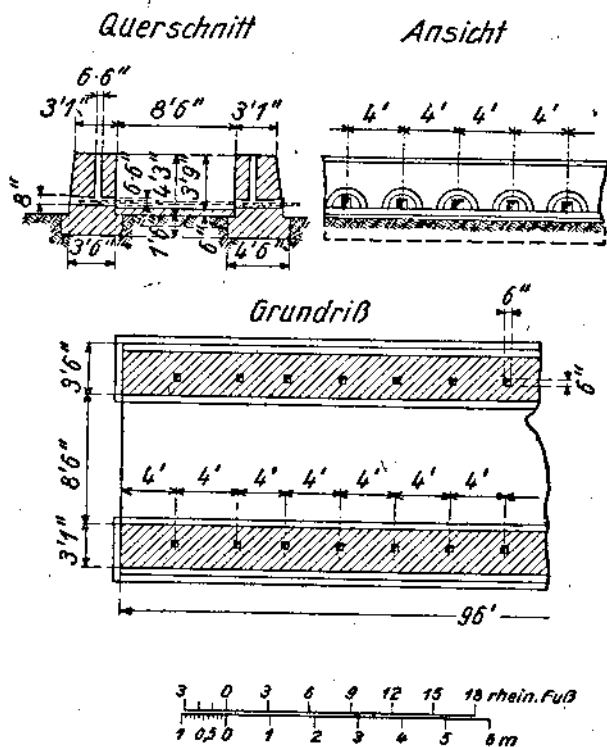


Abbildung 9. Die Koks Brennerei auf dem Dortmunder Bahnhof 1851.
Nach einem gleichzeitigen Bericht der Köln-Mindener Eisenbahn.

nen, wie groß bereits damals die Sorge war, für die Hochöfen und andere Eisenwerke anstatt Koks aus Holz solchen aus Steinkohle zu verwenden. Aber alle Bestrebungen in dieser Richtung kamen im Ruhrgebiet zunächst nicht voran, ehe nicht grundsätzliche Fortschritte auch in diesem Fall zunächst in anderen Revieren erzielt waren.

Zum ersten Male wurde Steinkohlenkoks an Stelle von Holzkohlenkoks mit Erfolg 1796 in einem oberschlesischen Hochofen zu Gleiwitz verbrannt, als hier Minister v. Reden einen Kokshochofen errichten ließ, dem ein zweiter auf der dor-

tigen Königlichen Hütte folgte. Während dieser Zeit war den verschiedenen Versuchen im Ruhrgebiet kein Erfolg beschieden, obwohl sich hier schon frühzeitig Eversmann und Pfandhöfer darum bemühten, aber Umstände besonderer Art die verheißungsvollen Anfänge vereitelten. So erließ Eversmann noch im Juni des Jahres 1800 für eine bei Witten unter der Führung von Friedrich Lohmann gegründete Gewerkschaft eine seiner häufigeren Bekanntmachungen, mit denen er die Bevölkerung der Mark zur Entwicklung der heimischen Industrie ermunterte. Wer im Umkreis von vier Stunden von Witten ein bauwürdiges Lager mit schmelzwürdigem Eisenstein entdeckte, dem werde eine Prämie von 10 bis 100 Rthl. versprochen. Aus dem Unternehmen scheint aber nichts geworden zu sein und es ist überhaupt fraglich, ob dabei Ruhrkoks verwandt werden sollte.

So blieb es im Ruhrgebiet auch in den nächsten Jahrzehnten, trotz wertvoller Hinweise für die Verwendung von Steinkohlenkoks, wie 1817 seitens Lampadius in seinem „Handwörterbuch der Hüttenkunde“. In unserm Revier wäre man auch gern beim Holzkoks verblieben, wenn nicht der immer empfindlichere Holz-mangel und das starke Ansteigen der Preise für Holzkohlen die Unternehmer schließlich darauf verwiesen hätte, Steinkohlenkoks zu nehmen. 1826 ging die Harkortsche Hütte zu Wetter nach erheblichen Schwierigkeiten dazu über, Steinkohlenkoks in Kupolöfen zu verwenden. Andere, wie die Gutehoffnungshütte, folgten in ähnlicher Weise, aber im Hochofen kam man in unsern Gegenden zunächst nicht voran; obwohl es nicht an ernstestrenungen fehlte. 1823 und 1824 versuchte Zinkgraf auf der Loher Hütte im Siegenschen und auf der Olsberger Hütte bei Arnsberg die Darstellung von Roheisen mit Steinkohlenkoks, indessen ohne Erfolg. 1829 verwandte die Gutehoffnungshütte Koks in einem 31 Fuß hohen Hochofen, den kurz darauf Oberberghauptmann Gerhard, Geheimer Bergrat Bölling und Bergrat Heintzmann besichtigten. Er wurde in der Hauptsache mit Holz, aber doch mit einem geringen Zusatz von Steinkohlenkoks betrieben, was man hier, wie es in dem Protokoll lautet, wider alle Erfahrungen für zweckmäßig hielt. 1833 blics dann die Gutehoffnungshütte einen Hochofen mit warmer Luft an und versuchte Steinkohlenkoks zuzusetzen, erzielte aber wie im vorausgegangenen Fall wieder kein gutes Ergebnis:

Schon etwas früher, im Dezember 1831, hatte Friedrich Harkort nach einer Nachricht von Louis Berger bei Rüblinghausen unsern Olpe einen Hochofen anblasen lassen, den er mit Koks betrieb. Dafür verwandte er den schon im 5. Abschnitt der vorliegenden Arbeit aufgeführten Meilerkoks der Zeche Stuchtey. Es ist nicht ersichtlich, ob der Rüblinghauser Hochofen längere

Zeit mit Koks betrieben wurde, zumal sich Harkort um die gleiche Zeit auch sehr für die Verwertung von Holzkohle in Hochöfen einsetzte. Vielleicht handelte es sich nur um einen gleich zu erwähnenden achtlägigen Versuch.

1836 verschmolz die Loher Hütte den Müssener Spateisenstein mit Steinkohlenkoks, aber nur vorübergehend, zu einer ständigen Verwendung kam es in unserm Westen noch nirgends. Als am 3. April 1839 das Bonner Oberbergamt dem Dortmunder eine Auskunft über ein Gemenge von Koks und Holzkohle beim Hochofenbetrieb erteilte, heißt es darin, daß im Saarbrückischen und Siegenschen einige Eisenhütten derartige Versuche anstellten, der rheinische Anteil des Ruhrgebiets aber wird nicht erwähnt. Ähnlich besagt 1839 ein Bericht im 12. Band von Karstens Archiv, bei der Rüblichhäuser Hütte seien achttägige Versuche mit Meilerkoks von der Wittener Zeche Stuchley verheißungsvoll gewesen, man setzte sie aber nicht fort, weil der Kokspreis zu hoch war und damit das Eisen zu teuer wurde. Auf der Olsberger Hütte fiel das Ergebnis unbefriedigend aus, das Roheisen lieferte beim Verfrischen rotbrüchiges Stabeisen.

Demnach hat 1839 noch keine westfälische Hütte, entgegen mehrfachen Angaben im Schrifttum, auf die Dauer Steinkohlenkoks mit oder ohne Gemenge von Holzkohle im Hochofen erfolgreich verwandt. Dagegen kam man an der Saar schon weiter, wo in diesem Jahre der erste ausschließliche Kokshochofenbetrieb zu Geislaunern aufgenommen wurde. 1841 folgten die Rheindöller Hütte und 1842 die Neunkirchener Hütte.

Im Ruhrgebiet erscheint im gleichen Jahr 1842 eine Gewerkschaft Adolph Borsche et Comp., die Steinkohlenkoks in einem Hochofen verwenden wollte, den sie bei Dahlhausen zu errichten beabsichtigte, wahrscheinlich, weil hier eine geeignete Koks-kohle anstand, wie man von den dortigen langjährigen Hanielschen und Liebrechtschen Koks-brennereien sicherlich noch wußte. Aus dem geplanten Unternehmen aber wurde nichts. 1843 probierte es abermals die Antonihütte bei Sterkrade, als sie einen Hochofen eigens für die Beschickung mit Steinkohlenkoks erbaute. Auch dieser Versuch wurde ein Fehlschlag, weil sich die Frachtlage ungünstig entwickelte und vielleicht auch andere Ursachen hineinspielten. Franz Haniel, der mitwirkte, berichtet in seiner Selbstbiographie, ihm sei es im Januar 1843 ungeachtet aller Mühe noch nicht gelungen, rheinische Eisenhütten zur Verwendung von Koks zu bewegen; der Grund sei, so glaube er, die unreine Qualität der Kohle.

Die Verwendung von Steinkohlenkoks im Hochofenprozeß wurde im Ruhrgebiet erst endgültig gelöst, als 1848/49 die

Friedrich-Wilhelm-Hütte in Mülheim unter Leitung von Julius Römheld einen Hochofen baute, der 1850 in Betrieb kam und erfolgreich Eisenerz mit Steinkohlenkoks niederschmolz. Der Ofen stand nunmehr jahrelang in Betrieb. Er war 15,5 m hoch, hatte eine Weite der Gicht von 2,83 m und des Kohlensackes von 4,39 m. Römheld war 1823 als Sohn eines Pfarrers bei Biedenkopf geboren, hatte sich vielfältig als Mechaniker betätigt, dann ein Jahr auf dem Polytechnikum Karlsruhe studiert, bis er 1846 nach Mülheim zur Kontrolle über die dortigen mechanischen Werkstätten berufen wurde. Im folgenden Jahre erhielt er die Aufsicht über die ältere Hochofenanlage, gleichzeitig machte er die ersten Schmelzversuche mit Koks in einem Holzkohlenofen. Er hat den späteren großen Aufstieg des Kokereiwesens noch miterlebt, denn er verstarb erst 1903 in Mainz.

Bei der großen Bedeutung des Erfolges seien im nachstehenden die Aufzeichnungen festgehalten, die Römheld darüber in seiner Selbstbiographie niedergelegt hat. Sie befindet sich im Archiv seiner Familie. Danach machte er im Juli 1847 in der Maschinenfabrik der Friedrich-Wilhelm-Hütte zu Mülheim a. d. Ruhr die ersten Schmelzversuche mit Koks im Hochofen. Es war nach ihm überhaupt der erste Versuch, der in Westfalen bei der Eisenerzeugung im Hochofen nur mit Koks, ohne Zusatz von Holzkohle, angestellt wurde. Das sehr günstige Ergebnis führte 1848/49 zur Ausführung eines größeren, für Koksbetrieb eingerichteten Hochofens, zu dem Römheld die Pläne anfertigte. Der Betrieb dieses Hochofens mit Koks lieferte solange recht günstige Resultate, als zarte Roteisensteine von der Lahn und sphärosideritische Toneisensteine von Siegburg zur Verfügung standen, deren Beschaffung bei den damaligen Verkehrsmitteln jedoch nicht in ausreichendem Maße möglich wurde, weshalb zu einem neu aufgefundenen ockerigen, feinkörnigen Brauneisenstein aus Ratingen übergegangen wurde. Der Hochofengang blieb bei Anwendung dieses neuen Eisensteins zwar ganz regelmäßig, das daraus erzeugte Eisen erwies sich jedoch als wenig brauchbar, so daß ein alter und erfahrener belgischer Schmelzer Biou, der den Eisenstein für gut erklärt hatte, in mehrwöchentlicher Betriebsleitung kein besseres Resultat erzielen konnte. „Durch diese Schwierigkeiten veranlaßt, fing ich im Jahre 1850/51 an, eifrig analytische Chemie zu studieren, um so mehr, da auch der damalige Königl. Oberhütteninspektor Engels in Sayn, der zur Begutachtung herangezogen wurde, keinen Aufschluß zu geben vermochte. Durch die Analyse ermittelte ich, daß ein großer Gehalt von Weißblei-Erz den Eisenstein so leichtflüssig machte, daß derselbe zur Schmelzung gelangte, bevor das Eisenoxydul vollständig reduziert war.“

Auf den Mülheimer Ofen folgten im selben Jahre 1850 der Borbecker Hochofen der Firma Ch. Detillieux & Co. und 1854 die Hermannshütte bei Hörde, der Hüttenverein Eintracht bei Vohwinkel und die Niederrheinische Hütte bei Duisburg, während die Eisenhütte Westfalia nach einem Versuch von 1852 einstweilen bei der Holzkohle verblieb, die aus der Umgebung von Unna und Menden geholt wurde.

Die Gutehoffnungshütte blies erst 1855 ihren ersten Hochofen mit Steinkohlenkoks an, obwohl gerade sie seit über 70 Jahren die regste Pionierarbeit auf diesem Gebiet geleistet hatte. Sie war inzwischen bei ihren immer wieder schlechten Erfahrungen an die Verarbeitung fremden Eisens gegangen.

16. Der Untergang der Wittener Koksmeilerei

Die Koksmeilerei trat jetzt in den Hintergrund. Sie war eine veraltete Form der Kokserzeugung geworden, eines Tages mußte ihre letzte Stunde schlagen und damit auch der Wittener Meilerverkokung, wie es andern Meilerverkokungen schon ergangen war, so denen im Saargebiet bereits 1839.

Einstweilen wurde freilich bei Witten noch weiter in Meilern verkokt. Daß sich diese Produktionsweise hier noch hielt, dürfte an der billigeren Betriebsart gelegen haben, bei der es überdies nichts ausmachte, wenn man in schlechten Zeiten die Verkokung einstellte. Es standen dann nicht Öfen still, die verrosteten und deren Anlagekapital zu verzinsen war, sondern es wurden einfach keine neuen Meiler gesetzt. Ferner erfreute sich der Wittener Meilerkoks nach wie vor einer guten Absatzlage zu der in den südlichen Bergen gelegenen Eisenindustrie.

Unter diesen Umständen wurde bei den Zechen Hamburg, Stuchtey und ver. Ruhrmannsbank noch wiederholt die Meilerkokerei betrieben, wobei auch Karl Berger hervortrat. Diese Betriebe arbeiteten, wenn auch mit Unterbrechungen, bis 1846 bestimmt, wie eine Aufstellung vom Februar 1847 bekundet, wonach im Revier Witten Ost die beiden Zechen Hamburg und Christiane und Friedrichsfelde und im Hardensteiner Revier die Zeche ver. Nachtigall und Aufgottgewagt Meilerkoks darstellten. Mitte der fünfziger Jahre kam dann die Meilerverkokung im Umkreis von Witten endgültig zum Erliegen.

Nach der technischen Seite war der Betrieb primitiv geblieben. Gegenüber dem Saarrevier, wo schon 1788 gemauerte Meiler aufgeführt wurden, hören wir bei den Wittener Meilern nicht ein einziges Mal davon, daß ein Fundament gebaut wurde, sondern beim Setzen neuer Meiler ist nur von Planierungen des Erdbodens die Rede. Man stellte demnach einen ebenen Platz her, auf dem

man die Steinkohlen in Meilern aufschichtete und dann bedeckte, wie es bei den Holzmeilern weithin in den Landen noch Brauch war. Lampadius kennzeichnete 1817 in seinem Handwörterbuch der Hüttenkunde das einfache Verfahren dahin: „Gewöhnlich ist die Meilerverkokung ein konischer Kranz von Haufen, in denen man Luftzüge anbringt, die sich in der Mitte in einem Kanal vereinigen. Die Hauptsache ist, daß die Flamme erstickt, damit das Holz verkohlt.“

In diesem Zusammenhang ist eine Nachricht aufschlußreich, die bei volkskundlichen Erhebungen vor dem Krieg der 1866 geborene Wittener Zimmermeister Adolf Trommel niedergelegt hat. Er berichtete, ihm sei aus Überlieferung bekannt, daß an der Wittener Straße bei Witten nach Hagen früher Koksmeiler standen, zu denen die Steinkohlen von den Zechen mit Pferdefuhrwerken transportiert wurden. Die Meiler haben die Größe und Form der Holzkohlenmeiler gehabt. Die Kohlenmasse wurde in runder Form aufgebaut und mit Holzstücken durchsetzt, die wahrscheinlich das Gerippe abgaben. Darüber warf man eine Lehmdecke, die mit Löchern durchsetzt war, um Durchzug zu schaffen und Gas und Rauch abzulassen. War der Meiler aufgesetzt, so wurde er angezündet. Durch langsames Ausglühen der Kohlenmasse entstand als Rückstand der Koks. Der Köhler habe zum Aufbau des Meilers und zu seiner Bedienung, so zur Regulierung der Luftzufuhr, gewisse technische Erfahrungen mitgebracht, die Bedeutung der Koksgase und des Teers aber, der am Boden ungenutzt abfloß, habe man noch nicht gekannt.

Diese dankenswerte Aufzeichnung, die ich erst nach Abschluß meiner Untersuchungen erhielt, fügt sich vollständig in das Bild ein, das die Akten boten. Sie dürfte deshalb in den zusätzlichen Einzelheiten durchaus zutreffend sein.

Die Gewerken wünschten die Meiler naturgemäß möglichst nahe bei der Zechenförderung, wenn äußerlich — mit Rücksicht auf die Vorschriften der Bergbehörde — auch davon getrennt. Die Zechen hatten dabei den Vorteil, Kohlsorten abzusetzen, die sich sonst nur schwer oder gar nicht verkaufen ließen. So brachten die Meilererien, falls es dieselben Gewerken waren, mitunter einen Doppelgewinn, sowohl beim Absatz der Kohlen wie bei der Kokserzeugung, worauf die Bergbehörde auch wiederholt hinwies. Beides muß man beachten, wenn man die nicht hohen Zahlen über die Kokserlöse ins Auge faßt, sie waren ein willkommener zusätzlicher Reinverdienst.

Der Absatz ging ursprünglich in erster Linie zur Eisenindustrie des Siegerlandes, was auch jahrelang so blieb. Andere Eisenwerke im Märkischen wie auch im Bergischen, wie einmal angedeutet wird, kamen hinzu. Mehrfach dürfte aber auch Koks zum Rhein

verschifft sein, namentlich, wenn die Ruhrorter nicht genug Koks in den Essener Öfen erzeugen konnten, wie beiläufig mehrfach vermerkt ist. Darüber hinaus aber, so dürfen wir annehmen, ging der Meilerkoks gelegentlich auch in Eisenbetriebe des Ruhrgebietes und seiner Umgebung.

Bei dem Absatz war die Wittener Koksmeilerei stets aufs engste mit dem allgemeinen Wirtschaftsgang verbunden. Deshalb blühte sie namentlich seit 1830 auf, als infolge der Lösung der Niederlande von Belgien der Ruhrbergbau einen großen Aufschwung nahm. Kamen sodann wieder Rückschläge, so setzten die Meilereien sofort aus, bis sie eines Tages, so sahen wir wiederholt, erneut in Gang kamen, wenn wieder einmal Nachfrage nach Koks war. Die Wittener Koksmeilereien waren also mehr Gelegenheitsbetriebe. Darin unterschieden sie sich deutlich von der rheinischen Kokserzeugung in Öfen, die in den gleichen Zeiten ständig an Umfang und Bedeutung gewann, wenn es auch hier nicht an Rückschlägen gefehlt hat.

Mußte schon aus diesem Grunde der Wittener Meilerverkokung einmal ein Ende beschieden sein, so ganz bestimmt dann, als rasche technische Fortschritte im Kokereiwesen geschlossene Öfen entwickelten, die einen besseren und billigeren Koks lieferten, als es die Meiler vermochten. Wenn diese sich trotzdem bei Witten noch eine Anzahl von Jahren hielten, so lag es daran, daß auf der westfälischen Seite des Ruhrgebiets die Verkokung in Öfen verhältnismäßig spät ihren Einzug hielt und damit der in Witten dargestellte Koks jahrelang der einzige war, den man hierzulande beziehen konnte.

Das Grabmal
der Äbtissin Elisabeth von Berg
in der Münsterkirche zu Essen

Von
Ludwig Pothoff

Das Grabmal der Äbtissin Elisabeth von Berg in der Münsterkirche zu Essen

Von *Ludwig Polthoff*

Das Münster in Essen nimmt nicht nur als Bauwerk sondern auch als Stätte eines bedeutsamen Kirchenschatzes einen hervorragenden Platz in der deutschen Kunst des Mittelalters ein. Neben diesen unvergleichlichen Kunstwerken, die in der Kunstgeschichte bereits ihre entsprechende Würdigung erfahren haben, spielen die Grabdenkmäler einzelner Äbtissinnen nur eine untergeordnete Rolle. Dennoch sei im folgenden auf eines der bekanntesten Epitaphe, nämlich auf das Grabmal der Äbtissin Elisabeth von Berg, das sich im nördlichen Seitenschiff der Münsterkirche befindet, näher eingegangen.

Bekanntlich diente das Stift Essen als eine Erziehungs- und Versorgungsstätte für die Töchter des hohen Adels. Nur wenn alle 31 Vorfahren dem gräflichen oder freiherrlichen Stande angehörten, konnte die adelige Tochter in dem Stift aufgenommen werden. Sie mußte einen Ahnenpaß in Gestalt einer Aufschwörungstafel einreichen, der drei Wochen zur öffentlichen Begutachtung aushing. Erst wenn ein Verwandter die Echtheit der Ahnentafel beschwor, erfolgte die Aufnahme. Diese Ausprägung des Standesbewußtseins machte auch vor dem Tode nicht halt. Wenn eine Stiftsdame zur Grabe getragen wurde, schritt ein Herold vor der Leiche einher. Auf einem Holzschild trug er das gemalte Wappen der Verstorbenen. An dem Leichentuch, das den Sarg überdeckte, hingen die Wappen der väterlichen und mütterlichen Vorfahren. Selbst das Grab schmückte man mit einer Ahnentafel. Sie sollte der Nachwelt den Glanz und die Vornehmheit all derer Geschlechter vor Augen führen, die mit der Toten ins Grab sanken.

Solch ein Epitaph, halb Ahnentafel, deckt auch die Grabstätte der Äbtissin Elisabeth von Berg. Es ist in schwarzem und weißem Marmor ausgeführt. Das innere Feld der Grabplatte zeigt die Äbtissin in ihrer Amtstracht, so wie man sie im Grabe beisetzte. Nach der damaligen Mode schmückt eine Krause ihren Hals. Da die Krause das Haar am freien Fall verhindert, ist es an den Schläfen und im Nacken hochgenommen und über dem Kopf durch eine Spitzenhaube zusammengehalten. Ihr Gewand besteht aus einem hochgeschlossenen Mieder oder Leibchen mit langen

engen Ärmeln und aus zwei übereinander getragenen Kleider-
röcken. Die Röcke werden durch einen runden, dicken Hüft-
wulst hochgestützt. Es ist die älteste Form des beginnenden
Reifrockes, der in der Folge die Tracht aufs stärkste beeinflusst.
Die Hüftstütze bewirkt den reichen Faltenwurf. Ein schwarzer
Mantel aus steifer Seide, unter dem linken Arm hochgerafft,
umschließt ihre Gestalt. Als einzigen Schmuck trägt sie außer
dem Ring, dem Zeichen ihrer Würde, eine breite Halskette, die
über dem Mieder in einem Kreuz endet. So ist ihre ganze Gestalt
in Kleidung und Schmuck ein Ausdruck edler Vornehmheit und
Würde.

Über ihrem Kopfe halten zwei Putten das Wappen der Äbtissin.
Das Wappenzeichen ist ein zum Streite gerüsteter Löwe. 11
Kugeln bedecken den Rand des rautenförmigen Wappens, das
von einer Krone überdeckt ist. Die beiden Seitenflächen der
Grabplatte tragen je 8 Wappenschilder der väterlichen und der
mütterlichen Vorfahren. An der rechten Seite der Äbtissin —
vom Beschauer gerechnet, ist es die linke Seite — sind die
Wappen der väterlichen Vorfahren angegeben. Die linke Seite
ist den mütterlichen Ahnen vorbehalten. An oberster Stelle auf
beiden Seiten erscheinen das väterliche und das mütterliche
Wappen. Sie ähneln einander. Beide tragen den Löwen mit
hochgeschlagenem doppelten Schweife als Wappenzeichen. Ein
Unterschied besteht nur in der Verteilung der 11 Kugeln oder
Steine. Bei dem Wappen der Grafen von Berg nehmen sie den
Außenrand des Schildes ein. Bei dem Wappen der Mutter der
Äbtissin, die dem Grafengeschlecht von Nassau-Oranien ent-
stammte, sind die 11 Steine über den ganzen Schild verteilt.

Der Vater der Äbtissin war der Graf Wilhelm vom Berge
oder 'sHeerenberg. Die Herrlichkeit Berg lag in den Niederlanden
an der Einmündung der Issel in den Rhein. Wilhelm vom Berge
kämpfte an der Seite seines Schwagers, des Prinzen Wilhelm
von Oranien, für die Befreiung der Niederlande vom spanischen
Joche. Später entzweite er sich mit seinem Schwager und der
Regierung der Generalstaaten und trat auf die Seite der Spanier.

Nicht weniger als vier seiner Söhne gelangten in spanischen
Diensten als Feldherren und Gouverneure zu hohen Ehren. Wir
können hieraus auf das Ansehen schließen, das damals die Familie
von Berg genoß. Dank des weitreichenden Einflusses und der
ausgedehnten verwandtschaftlichen Beziehungen der Grafen
von Berg wurde Elisabeth von Berg unter Ausschaltung der
Stiftsstatuten und unter Übergehung der damaligen Stiftsdamen
zur Äbtissin von Essen eingesetzt. Wenn auch Elisabeth von Berg
nur neun Jahre, vom 4. März 1605 bis zum 12. Januar 1614, das
Stift Essen leitete, so ist dennoch ihre Regierungszeit der ent-

Die Wappen beziehen sich auf folgende Personen
der Ahnentafel:

Rechte Seite:

Linke Seite:

Väterliche Vorfahren:

Mütterliche Vorfahren:

1

I
2, 4, 8, 16.

II
5, 10, 20.

III
9, 18.

IV
11, 22.

V
17.

VI
19.

VII
21.

VIII
23.

Ia
3, 6, 12, 24.

IIa
8, 14, 28.

IIIa
13, 26.

IVa
15, 30.

Va
25.

VIa
27.

VIIa
29.

VIIIa
31.



Aufnahmen: Josef Stoffels, Essen.

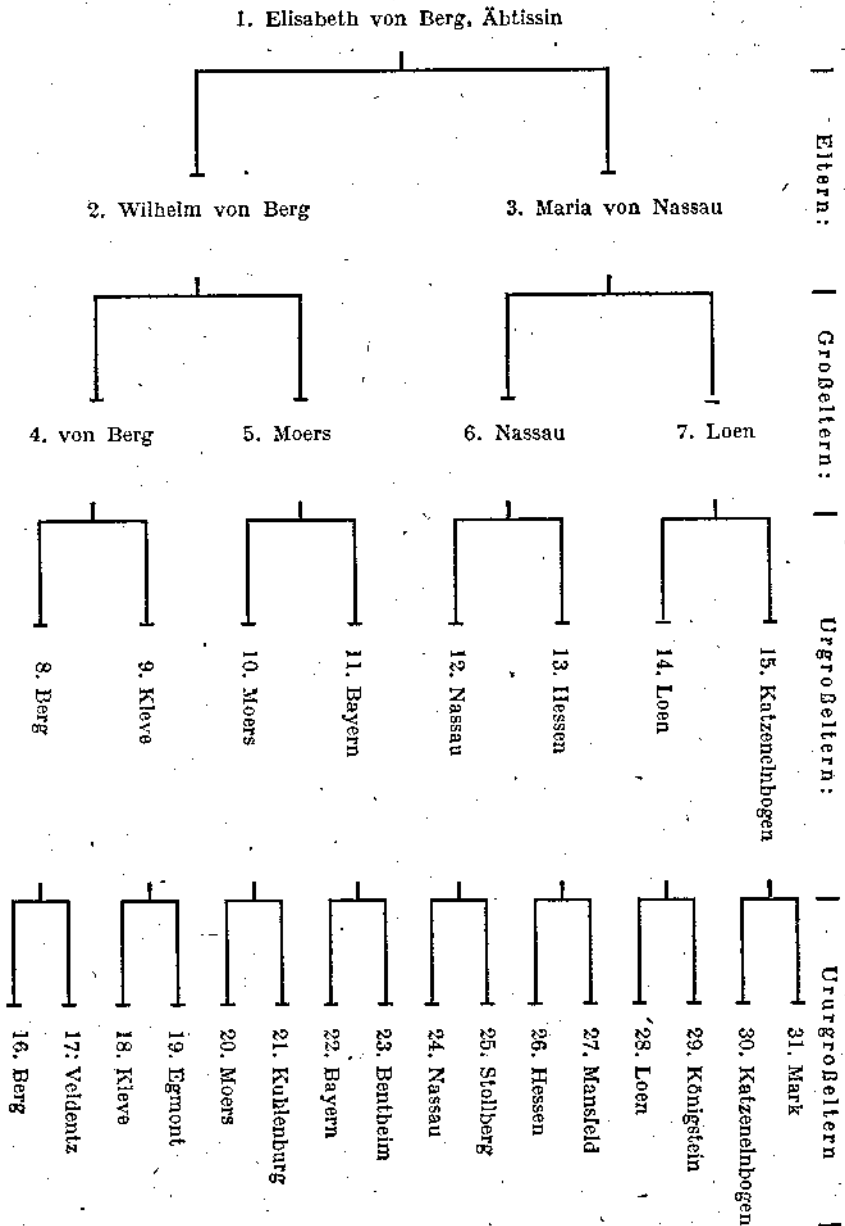
scheidende Wendepunkt in der ganzen Spätgeschichte des Stiftes Essen. Neben den Regierungsgeschäften fand sie aber noch Zeit, wie es ein alter Äbtissinenkatalog im Münsterarchiv berichtet, um „in unbekanntem Kleideren in die armen und kranken heusern“ zu gehen „und denselben alles guths“ zu erweisen. Durch diese Mildtätigkeit setzte sich die edle Äbtissin ein bleibendes Denkmal in den Herzen ihrer Mitmenschen.

Nach diesen kurzen Hinweisen wenden wir uns wieder dem Epitaph zu. Aus der zweiten Reihe der Wappenschilde II und IIa erfahren wir die Großmütter der Äbtissin. Nach dem Wappen Nr. II war die Mutter ihres Vaters eine Gräfin von Mörs. Der vierfach geteilte Schild zeigt auf dem ersten und vierten Feld einen Querbalken. Der schwarze Querbalken auf goldenem Felde ist das Wappen der Grafen von Mörs. Als Friedrich von Mörs im Jahre 1375 die Gräfin und Erbtöchter Walpurgis von Saarwerden, eine Schwester des Kölner Erzbischofs Friedrich von Saarwerden, heiratete, fiel ihm die Grafschaft Saarwerden zu. Das Wappen der Grafen von Saarwerden war ein silberner Adler im schwarzen Felde. In der Folge trugen die Grafen von Mörs beide Wappen in ihrem Schilde. Auf dem zweiten und dritten Felde erkennen wir den doppelköpfigen Adler, das Wappen der Grafschaft Saarwerden.

Nach dem Wappenschild Nr. IIa war die Großmutter mütterlicherseits eine Gräfin von Loc, Loon oder Loes. Ihre Familie gehörte zu den vornehmsten Adelsgeschlechtern des Niederrheins. Das ursprüngliche Wappen der Grafen von Loen sind fünf goldene Querbalken auf rotem Felde. Als das Geschlecht im Jahre 1336 ausstarb, erble Dietrich von Heinsberg seinen Besitz. Gleichfalls fiel ihm die Grafschaft Chiny zu, die wie das Geschlecht von Salm zwei goldene Fische mit vier eingestreuten Kreuzen als Wappen führte. Dietrich von Heinsberg vereinigte die Wappen der drei Grafschaften in seinem Schilde, und zwar den Heinsbergischen Löwen, das Wappen von Loen mit den fünf Querbalken und das Chinyische Wappen mit den zwei Fischen. So ist häufig der Wappenschild in 4, 6, 8 und mehr Felder aufgeteilt, um die Wappen all der Herrschaftsgebiete aufzunehmen, die das adelige Geschlecht unter seinem Zepter vereinigte.

Die dritte (III und IIIa) und die vierte Reihe (IV und IVa) weisen auf die vier Urgroßmütter der Äbtissin hin. Nach der Angabe des Epitaphes gehören die väterlichen Urgroßmütter den Fürstenhäusern Kleve-Mark und Bayern an. Der Schild III ist gespalten. Die rechte Hälfte nimmt das achtstrahlige Zepterkreuz Kleves ein, das in der Mitte von einem kleinen Schild überdeckt ist. Die linke Hälfte nimmt das Wappen der mit Kleve vereinigten Grafschaft Mark ein. Es ist das sogenannte märkische

Die Ahnenreihe der Äbtissin, wie das Epitaph sie angibt:



Schach, das aus drei Reihen abwechselnd roter und silberner Quadrate besteht. Das gleiche Wappen tritt uns auf dem Epitaph in VIIIa entgegen. Nur ist das märkische Schach von der oberen Hälfte eines springenden Löwen überragt. Der Löwe als Sinnbild der Stärke und Macht findet sich neben anderen Wappenzeichen in den Wappen der drei übrigen Urgroßmütter, nämlich von Bayern, Hessen und Katzenelnbogen. Die väterlichen Ururgroßmütter entstammen nach Angabe des Epitaphs (siehe Wappentafel: V, VI, VII und VIII) den Grafengeschlechtern von Veldenz an der Mosel, von Egmont und Kühlenburg in den Niederlanden und von Bentheim in Westfalen. Die mütterlichen Ururgroßmütter sollen den Geschlechtern von Stollberg (Va), von Mansfeld (VIa), von Königstein (VIIa) und von der Mark (VIIIa) angehören. Es ergibt sich nach der Anordnung der Wappen auf dem Epitaph also folgende Vorfahrenreihe: (Siehe Seite 90)

Vergleichen wir nun die vorstehende Ahnentafel, wie sie sich aus dem Epitaph ergibt, mit der tatsächlichen Vorfahrenreihe der Äbtissin, so fallen uns starke Unterschiede und Unstimmigkeiten auf. Man ließ die Wappen einzelner Vorfahren, die nicht dem Grafenstande angehörten und die man deshalb nicht als ebenbürtig erachtete, von der Grabplatte fort. Um die entstandenen Lücken auszufüllen, griff man auf ältere Generationen zurück. Hierdurch ist natürlich ein wirres Durcheinander in der Geschlechterfolge entstanden. Im folgenden wird nun der Versuch unternommen, an Hand der wirklichen Vorfahrenreihe der Äbtissin, die wir anschließend anführen, die fehlerhaften Angaben der Grabplatte richtigzustellen.

Die Vorfahrenreihe der Äbtissin, wie sie in Wirklichkeit aussieht.

Nummer des
Wappenschildes:

- | | |
|----|---|
| I | 1. Elisabeth von Berg, Äbtissin von Essen, Freckenhorst und Nottuln. * 1581 |
| I | 2. (Vater von 1) Wilhelm von Berg, 1537—1586, ∞ 11. 11. 1556 |
| II | 3. (Mutter von 1) Maria von Nassau-Oranien, * 18. 3. 1539, † 1. 1599 |
| I | 4. (Vater von 2) Oswald II. von Berg, 1508—1546 |
| | 5. (Mutter von 2) Elisabeth von Dorth, * c. 1500, † 1545 |
| II | 6. (Vater von 3) Wilhelm der Reiche von Nassau-Oranien, * 10. 4. 1487, ∞ 20. 9. 1531, † 6. 10. 1559 |
| Va | 7. (Mutter von 3) Juliane von Stollberg, * 15. 2. 1506, † 18. 6. 1580 |
| I | 8. (Vater von 4) Wilhelm III. von Berg, 1468—1511, ∞ 1503 |
| VI | 9. (Mutter von 4) Anna von Egmont, † 1517 |
| | 10. (Vater von 5) Seyno von Dorth, ∞ c. 1500, † 1529 |
| | 11. (Mutter von 5) Henrika von Aeswijn |

Nummer des
Wappenschildes:

- II 12. (Vater von 6) Johann V., * 9. 11. 1455, † 30. 7. 1516, folgt
1475 in Nassau, Dietz, Dillenburg
- IIIa 13. (Mutter von 6) Elisabeth von Hessen, * 5. 1466, † 17. 1. 1523
- Va 14. (Vater von 7) Botho III., Graf von Stolberg-Wernigerode,
* 4. 1. 1467, ∞ 24. 8. 1500, † 18. 6. 1538
- VIIa 15. (Mutter von 7) Anna Gräfin von Eppstein-Königstein,
* c. 1482, † 7. 8. 1538
- I 16. (Vater von 8) Oswald I. von Berg, * 1441, ∞ 1456, † 1506
- II 17. (Mutter von 8) Elisabeth von Mörs, † 1493
- VI 18. (Vater von 9) Wilhelm von Egmont, ∞ 1472, ∞ 1478, † 1494
19. (Mutter von 9) Margarete von Meer, † 1494
20. (Vater von 10) Dirk von Dorth, † 1511
21. (Mutter von 10) Johanna von Vianen
22. (Vater von 11) Wilhelm von Aeswijn
23. (Mutter von 11) Elisabeth von Haften
- II 24. (Vater von 12) Johann IV., * 1. 8. 1410, ∞ 17. 2. 1440,
† 3. 7. 1475, regiert gemeinsam mit Heinrich II.,
erhält 1447 und 1449 die niederländischen
Besitzungen
- IIa 25. (Mutter von 12) Maria von Loon-Heinsberg, * 1424, † 20. 4. 1502
- IIIa 26. (Vater von 13) Landgraf Heinrich III. von Hessen, * 15. 10.
1441, ∞ 30. 8. 1458, † 13. 1. 1483
- IVa 27. (Mutter von 13) Anna von Katzenelnbogen, * 5. 9. 1443,
† 16. 2. 1494
- Va 28. (Vater von 14) Heinrich der Ältere, Graf von Stolberg-
Wernigerode, † 1511
- Ia 29. (Mutter von 14) Mathilde, Gräfin von Mansfeld
- VIIa 30. (Vater von 15) Philipp von Eppstein-Königstein, † 1481
- VIIIa 31. (Mutter von 15) Ludovika von der Mark, † 1499
- I 32. (Vater von 16) Willem II. von Berg, 1404—1465
- VIII 33. (Mutter von 16) Locka von Bentheim, 1429—1445
- II 34. (Vater von 17) Vinzenz Graf von Mörs, ∞ 1438, † 30. 4. 1499
- IV 35. (Mutter von 17) Anna von Bayern
- VI 36. (Vater von 18) Wilhelm, Graf von Egmont, * 1412, † 1483
- II 37. (Mutter von 18) Walburg, Gräfin von Mörs, † 1459
38. (Vater von 19) Johann, Herr von Meer, † 1472
39. (Mutter von 19) Anna von Hamal von Elderen
40. (Vater von 20) Zeno von Dorth, † 1443
41. (Mutter von 20) Bertha von Wylich
42. (Vater von 21) Giesbert von Vianen
43. (Mutter von 21) Johanna von Ysselstein
44. (Vater von 22) Reiner von Aeswijn
45. (Mutter von 22) Anna von Gent
46. (Vater von 23) Walrav von Haften
47. (Mutter von 23) Henrika von Varek
- Ia 48. (Vater von 24) Engelbert von Nassau-Dillenburg, ∞ 1. 8. 1403
† 3. 5. 1443
49. (Mutter von 24) Johanna von Polancz, * 10. 1. 1392, † 15. 5. 1445

Nummer des
Wappenschildes:

- Ia 50. (Vater von 25) Johann II von Loon und Heinsberg,
∞ 1423, † 24. 6. 1438
51. (Mutter von 25) Anna, Gräfin von Solms, † 1433
- IIa 52. (Vater von 26) Ludwig I., Landgraf von Hessen, * 6. 2. 1402
∞ 13. 9. 1436, † 17. 1. 1458
53. (Mutter von 26) Anna, Tochter des Kurfürsten von Sachsen,
† 17. 9. 1462
- IVa 54. (Vater von 27) Philipp der Ältere, Graf von Katzenelnbogen,
* 1402, ∞ 22. 2. 1422, † 27. 6. 1479
55. (Mutter von 27) Anna, Gräfin von Württemberg, * 1403,
† 16. 4. 1471
- Va 56. (Vater von 28) Botho II., Graf von Stollberg-Wernigerode,
* 1412, ∞ 16. 6. 1435, † 15. 3. 1455
57. (Mutter von 28) Anna, Gräfin von Schwarzburg-Blankenburg,
* 26. 1. 1416, † 24. 12. 1481
- VIa 58. (Vater von 29) Volrat II., Graf von Mansfeld, † 1450
59. (Mutter von 29) Margarete von Sachsen-Lauenburg, † 1422
- VIIa 60. (Vater von 30) Günter XXVIII., ∞ 1400, † 30. 4. 1418
61. (Mutter von 30) Margarete, Tochter des Grafen Heinrich X.
(XIII.) von Henneberg-Schleusingen
- VIIIa 62. (Vater von 31) Ludwig I., Graf von der Mark-Rochefort † 1498
63. (Mutter von 31) Nicole d'Apremont, † 1470
- I 64. (Vater von 32) Otto von der Leek, Herr von Berg, † 1428
- I 65. (Mutter von 32) Sophia von Berg, † 1412
- VIII 66. (Vater von 33) Eberwin von Bentheim, † 1454, 1421 Graf
von Bentheim, 1432 Herr von Steinfurt
67. (Mutter von 33) Mechteld von Steinfurt
- II 68. (Vater von 34) Friedrich IV., Graf von Mörs
- III 69. (Mutter von 34) Engelberta von Kleve-Mark
- IV 70. (Vater von 35) Pfalzgraf Stephan von Bayern
- V 71. (Mutter von 35) Johanna von Veldenz
- VI 72. (Vater von 36) Johann von Egmont, † 1451
73. (Mutter von 36) Maria von Arckel, † 1415
- II 74. (Vater von 37) Friedrich IV., Graf von Mörs, † 1448
- III 75. (Mutter von 37) Engelberta von Kleve-Mark
- VII 76. (Vater von 38) Hubert von Kulenburg, Herr von Meer
77. (Mutter von 38) Elisabeth von Petershem

Das väterliche Wappen (I) und das mütterliche Wappen (Ia) auf dem Epitaph sind zutreffend. Die Äbtissin Elisabeth von Berg wurde nämlich im Jahre 1581¹ als Tochter des Grafen Wilhelm von Berg (Vorfahre 2) und seiner Gemahlin Maria von Nassau-Oranien (Vorfahre 3) geboren. Die Mutter des Vaters der Äbtissin

¹ Das Geburtsjahr 1563, wie es in den Essener Beiträgen Band 35, S. 120 Z. 26 angegeben ist, trifft nicht zu. Die am 31. Dezember 1563 geborene Tochter Elisabeth starb als neunjähriges Kind zu Köln. Zu ihrer Erinnerung erhielt das zweitjüngste, der 16 Kinder, das im Jahre 1581 geboren wurde, ebenfalls den Vornamen Elisabeth. Es ist die spätere Äbtissin von Essen.

Die tatsächliche Vorfahrenreihe der Äbtissin:

1. Elisabeth von Berg, Äbtissin von Essen 1581—1614

Eltern: | Großeltern: | Urgroßeltern: | Urrurgroßeltern:

2. Wilhelm IV. von Berg
1537—1586
∞ 11. II. 1556

3. Maria von Nassau
* 18. 3. 1539
† 1599

4. Oswald II.
von Berg
1508—1546

5. Elisabeth
von Dorth
† 1545

6. Wilhelm
von Nassau
† 1559

7. Juliane von
Stolberg

8. Wilhelma III.
von Berg
1468—1511

9. Anna von
Egmont, † 1517

10. Seyno von Dorth
† 1529

11. Henrika
von Aeswein

12. Johann V.,
Graf von Nassau
1455—1516

13. Elisabeth von
Hessen 1466-1523

14. Bolho, Graf
von Stolberg-
Wernigerode

15. Anna von Epp-
stein-Königsstein
1482—1538

16. Oswald I. von Berg
1442—1506

17. Elisabeth von Moers

18. Wilhelma von Egmont

19. Margarete von Meer

20. Dick von Dorth

21. Johanna von Vianen

22. Wilhelm von Aeswein

23. Elisabeth von Haelften

24. Johann IV. von Nassau

25. Maria von Leon-Miens-
berg

26. Heinrich III., Landgraf
von Hessen

27. Anna von Kalzeneln-
bogen 1443—1494

28. Heinrich der Ältere, Graf
v. Stolberg-Wernigerode

29. Mathilde Gräfin von
Mansfeld

30. Philipp von Eppstein-
Königsstein

31. Ludovika von der Mark

soll nach dem Wappenschild II eine Gräfin von Mörs sein. In Wirklichkeit war aber Elisabeth von Dorth, die Erbhofmeisterin am Hofe zu Geldern, die Mutter des Grafen Wilhelm von Berg. Da man die Herren von Dorth nicht als ebenbürig ansah, ließ man ihr Wappen, das aus drei roten Sparren im goldenen Felde bestand, auf der Grabplatte einfach fort. Man ersetzte es durch das Wappen der Urgroßmutter (Vorfahre 17) Elisabeth von Mörs. Steht aber das Wappen II in der Ahnenreihe nicht an der richtigen Stelle, dann treffen auch die Angaben des Epitaphes für die Wappen IV, VII und VIII nicht zu. Da die Mutter der Elisabeth von Dorth Henrika von Aeswijn (Vorfahre 11) war, hätte das Wappen der Herren von Aeswijn, nämlich fünf links-schräge rote Balken auf goldenem Felde den Schild IV schmücken müssen. Der Schild III auf dem Epitaph mit dem klevisch-märkischen Wappen besteht auch nicht zurecht. Er müßte das Wappen von Egmont tragen, denn die Mutter Oswald II. von Berg, des Großvaters der Äbtissin, war Anna von Egmont (Vorfahre 9). Sollten die Wappenschilde auf dem Epitaph die tatsächlichen väterlichen Vorfahren der Äbtissin angeben, dann müßte Schild V das Wappen von Mörs, Schild VI das Wappen von Meer, Schild VII das Wappen von Vianen und endlich Schild VIII das Wappen von Haefften führen.

Stellen wir nun die 31 Vorfahren in einer Ahnentafel zusammen, so ergibt sie folgendes Bild: (Siehe Seite 94).

Offensichtlich hatte der Schöpfer der Grabplatte das Bestreben, ohne Rücksicht auf die wirkliche Reihenfolge der väterlichen Vorfahren eine künstliche Geschlechterfolge, die sich allein auf die vornehmsten Vorfahren beschränkte, zusammenzustellen. Deshalb lassen sich auch alle Wappenschilde der Grabplatte auf bestimmte väterliche Vorfahren zurückführen. So tragen den Wappenschild I die Vorfahren: 2, 4, 8, 16, 32, 64 und 65, den Schild II die Vorfahren: 17, 34, 37 und 68, den Schild III der Vorfahr 69, den Schild IV die Vorfahren 35 und 70, den Schild V der Vorfahr 71, den Schild VI die Vorfahren: 9, 18 und 36, den Schild VII der Vorfahr 76, den Schild VIII die Vorfahren: 33 und 66. Obgleich also die Wappenschilde in ihrer Anordnung auf dem Epitaph nicht mit der Reihenfolge der väterlichen Vorfahren übereinstimmen, so sind sie dennoch alle von blutsmäßigen Vorfahren entnommen.

Die Wappenschilde der mütterlichen Vorfahren der Äbtissin auf der linken Seite des Epitaphes decken sich mit der Vorfahrenreihe. Da alle ihre mütterlichen Vorfahren dem Hochadel angehörten, brauchte man nicht wie bei der väterlichen Linie einige zu verschweigen. Leider sind aber, wie es scheint, dem Bildhauer bei der Anbringung der Wappenschilde Irrtümer unterlaufen.

Die Wappen Ia, IIIa und VIIa befinden sich an richtiger Stelle. Die übrigen sind miteinander verwechselt.

Das Epitaph gibt folgende Reihenfolge an	Nummer des Wappenschildes	Nach der Ahnentafel ergibt sich diese Reihenfolge
Nassau	Ia	Nassau
Loon	IIa	Stollberg
Hessen	IIIa	Hessen
Katzenelnbogen	IVa	Königstein
Stollberg	Va	Loon
Mansfeld	VIa	Katzenelnbogen
Königstein	VIIa	Mansfeld
Mark	VIIIa	Mark

Durch ein Umwechselln der betreffenden Wappenschilde könnten die Fehler wieder ausgemerzt werden.

Werfen wir einen Blick auf die vielen verschiedenen Adelsfamilien, die alle in der Ahnentafel der Äbtissin Elisabeth von Berg auftreten, so wird uns bewußt, welche enge Blutsbande die Geschlechter vom Niederrhein bis nach Bayern, von der Schelde bis zur Elbe miteinander verbindet.

Auf dem äußeren Rand des Epitaphes befindet sich ein Schriftband, das folgenden Wortlaut hat:

Kopfbende:

IM JAER NACH DER GEBURT CHRISTI 1614 DEN 12.
JANUARY IST DIE HO

rechte Seite (vom Beschauer aus gerechnet ist es die linke Seite):

CHWYRDIG HOCH- UND WOLGEBORNE FÜRSTIN
UND FRAU FRAU ELISABETH DESS
KAYSERLICHEN FREYWELTLICHEN STIFTES

Fußbende:

ESSEN AUCH ZUE FRECKENHORST UND NOTTULN AB-
linke Seite:

DISSYNN GEPORNE GRAVINNE ZUE DEM BERGH
IN GOTT SELIGLICH ENTSCHLAFEN DEREN SEELE
DER ALMECHTIG GNEDIG SEY.

Auf das Sterbedatum weist das folgende Chronogramm hin:

En IanI bis sena Dies et aMara ref uget

Siehe, des Januars zweimal sechster Tag, wie bitter erglänzt er,
eLisabetha tibi tristia fata ferens.

der, Elisabeth, dir trauriges Schicksal gebracht.

Aus dem obigen Distichon geht einmal der Tag und der Monat des Todes der Äbtissin hervor. Es ist der zweimal sechste Tag des Janus, also der 12. Januar. Gleichzeitig ergeben die Großbuchstaben zusammengezählt das Sterbejahr MDLLUIIIIIII = 1614.

F. Ph. Funcke änderte in seiner Geschichte des Fürstentums und der Stadt Essen, S. 128, die vorliegende, nach seiner Ansicht sinnlose Grabschrift wie folgt um:

En Iam bls seVera Dies et aMara reFULget

Siehe, schon zweimal erglänzt der ernste und bittere Tag,

eLisabetha tibi tristIa fata ferens.

der dir, Elisabeth, trauriges Schicksal gebracht.

Die Großbuchstaben ergeben zwar wieder die Jahreszahl MDLLVVIII = 1614, aber durch die Umänderung erhielt der Spruch keineswegs einen klaren Sinn.

Es ist unbekannt, welcher Künstler und Steinmetz dieses prächtige Denkmal geschaffen hat. In einem Briefe an die Fürst-äbtissin Anna Klara von Spaur erwähnt der Graf Heinrich zu dem Berge einen Leichenstein, den er für seine verstorbene Schwester Elisabeth, die Äbtissin von Essen, anfertigen lassen will. „Jeck hab gesant nach Antwerpen, um dar don ein Sten von Marbar zu machen.“ Da dieser Steinmetz sich ein Jahr Lieferzeit ausbedang, unterhandelte Heinrich zu dem Berge auch noch mit einem Meister in „Luedich“ (Lüttich), der das Grabmal bis zum Oktober (1614) fertigstellen wollte.

Wir wissen leider nicht, ob einer dieser zwei Meister oder auch ein dritter den Auftrag ausgeführt hat. Die Verhandlungen lassen aber vermuten, daß der Grabstein in der Werkstatt eines niederländischen Bildhauers entstanden ist.

Benutzte Quellen:

Fahne, Anton, Geschichte der Kölnischen, Jülichischen und Bergischen Geschlechter. Bonn 1848.

von Isenburg, Prinz Wilhelm Karl, Stammtafeln zur Geschichte der europäischen Staaten. B. Stargardt.

Kindlinger, Nikolaus, Nähere Nachrichten vom ältesten Gebrauch der Siegeloblaten und des Siegellacks, Blothe, 1799.

van Schilffgaarde, Mr. A. P., Het Archief Van Het Huis Bergh, Thieme, Nimwegen 1932.

Schmidt, Ferdinand, Die Wahl der Äbtissin vom Berge. Band 35 der Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen. S. 71—160.

Herrn Archivrat *Dr. Aders* vom Staatsarchiv Düsseldorf verdanke ich einige Namen und Daten für die Ahnentafel der Äbtissin.

Alte Kesselhaken
im Essener Heimatmuseum

Von
Friedrich Meisenburg

Alte Kesselhaken im Essener Heimatmuseum

Von

Friedrich Meisenburg

Am 15. Juni 1909 hielt der Historische Verein für Stadt und Stift Essen in Gemeinschaft mit der Ortsgruppe Essen des Deutschen Sprachvereins eine Sitzung ab, in der zunächst Prof. Dr. Imme über „Die Flurnamen der früheren Gemeinden Altdorf, Frohnhausen, Holsterhausen und Rütterscheid“ sprach. Danach ergriff Prof. Dr. Ribbeck das Wort zu seinem Vortrage „Was versteht man unter Volkskunde und was können wir tun, um die Volkskunde in unserer Stadt und ihrer Umgebung zu pflegen?“ Die Versammlung, die beachtenswerterweise sehr stark von Lehrpersonen, darunter sogar Vertretern der Schulaufsichtsbehörde, besucht war, nahm die in der Sitzung gegebene Anregung zur Beschäftigung mit der heimischen Volkskunde dankbar auf. Imme arbeitete bald ein aus sechs Punkten bestehendes Programm zur Erforschung und Pflege des volkswissenschaftlichen Kulturgutes der Heimat aus, wonach Volkssprache, Volksdichtung, Volkswisheit und Volkshumor, Volksglaube und Volksaberglaube, Volkssitte und Erzeugnisse volkstümlicher Arbeit gesammelt und gepflegt werden sollten¹.

Es war eine höchst dankenswerte Aufgabe, die sich der Historische Verein damals stellte. Die Erforschung der heimischen Volkskunde mußte bei der unaufhaltsam vorwärtsschreitenden Industrialisierung unserer Heimat und dem damit verbundenen maßlosen Zustrom von Fremden fast noch dringender erscheinen als die Erforschung und Aufzeichnung der Geschichte unserer Stadt. Gewiß war damals auch manches Schriftstück stadthistorischen Inhaltes vom Untergang bedroht und manches wertvolle Dokument ist seitdem auch noch verlorengegangen, aber das bauliche Gesicht der Stadt, Sprache, Brauchtum, Kleidung, Möbel und sonstiger Hausrat des Essener Bürgers waren der Vernichtung fast schonungslos ausgesetzt.

¹ Generalanzeiger für Essen und Umgegend 1909, Nr. 136 vom 17. Juni; Essener Volkszeitung 1909, Nr. 134 vom 17. Juni. — *Konrad Ribbeck*, Ess. Beitr., Heft 30 (1909), S. 240. — *Karl Mews*, Ess. Beitr., Heft 48 (1930) S. 9 ff. — *Hubert Schmitz*, Ess. Beitr., Heft 55 (1937), S. 156.

In Erkenntnis dieser Sachlage hatte sich der Historische Verein schon in seinem Gründungsstatut nicht nur die Erforschung der Geschichte von Stadt und Stift Essen sondern auch die „Pflege der Altertümer“ zur Aufgabe gestellt. Die ortsgeschichtliche Ausstellung des Jahres 1901, aus der schon bald das Ortsgeschichtliche Museum, das heutige Heimatmuseum, hervorging, war ein Markstein auf dem Wege der Verwirklichung des bei der Begründung des Vereins aufgestellten Programms. Jetzt aber sollte durch die Einbeziehung des volkskundlichen Geistes- und Sachgutes die Tätigkeit des Historischen Vereins im Sinne einer umfassenden volkskundlichen Arbeit erweitert werden.

Nicht nur Sorge um den drohenden Verlust wertvoller volkskundlicher Güter, sondern auch die frohe Zuversicht, daß bei hingebender Arbeit noch mancher Zweig heimischen volkskundlichen Lebens und Schaffens für die neue Zeit lebendig zu erhalten sei, stand am Beginn dieser Arbeit. Sagte doch Ribbeck im Bericht über die Tätigkeit des Historischen Vereins im Jahre 1909: „Hoffen wir, daß es uns vermöge der Mitwirkung aller Freunde unseres Volkstums in und außer der Schule gelingen wird, nicht nur Reste eines absterbenden Lebens vor der Vergessenheit zu bewahren, sondern auch manchen lebenskräftigen Trieb zu neuem Gedeihen zu bringen“².

Es ist heute, nachdem mehr denn dreißig Jahre seither ins Land gegangen sind, wohl an der Zeit, einmal festzustellen, was von dem im Jahre 1909 verkündeten volkskundlichen Programm des Historischen Vereins inzwischen erfüllt worden ist.

Da ist zunächst einmal die stark kulturgeschichtlich-volkskundlich betonte Art der Geschichtsschreibung Konrad Ribbecks zu nennen³. Im eigentlich volkskundlichen Sinne aber arbeitete Theodor Imme. Er hat mit seiner großen Abhandlung „Alte Sitten und Bräuche im Essenschen“⁴ und zahlreichen kleineren Aufsätzen auf den Gebieten der Orts-, Flur- und Familiennamenkunde, der Volks- und Berufssprache, des Sprichwortes und des Volksliedes einen großen Schatz heimisch-volkskundlichen Kulturgutes in letzter Stunde dem Untergange entrissen. Imme trieb auch, durch die Einrichtung einer sogenannten Spinnstube, praktische Volksliedpflege, ein Beginnen, dem leider nachhaltige Wirkung versagt blieb. Heute findet die von Imme begonnene

² Ess. Beitr., Heft 30 (1909), S. 240.

³ Vor allem in der Arbeit „Die Kultur- und Wirtschaftsgeschichte des Stiftes Essen im Mittelalter.“ Im einzelnen s. *H. Th. Hoederath, Konrad Ribbecks Schritten*, Ess. Beitr., Heft 48 (1930), S. 15 ff.

⁴ Ess. Beitr., Hefte 34—39 (1912—1921); Vgl. auch *Hubert Schmitz*, Ess. Beitr., Heft 55 (1937), S. 153 ff.

sprachkundliche Arbeit in dem berufenen Sachkenner Robert Jahn Vertiefung und Erweiterung⁵. Beachtenswerte Beiträge zur Kenntnis der heimischen Volkskunde hat auch Johannes Fritzen beigesteuert⁶.

Liegen somit aner kennenswerte Arbeiten auf dem Gebiet des volkskundlichen Geistesgutes der Heimat vor, so ist die Lage auf dem Gebiet des volkskundlichen Sachgutes weniger erfreulich. Dabei soll die Sammeltätigkeit des früheren Ortsgeschichtlichen und jetzigen Heimatmuseums dankbar anerkannt werden, sie gibt in vielen Fällen die Unterlage für weitere Arbeit ab. Allein solche Sammeltätigkeit kommt indessen mehr oder minder notwendiger Weise nicht über bruchstückhafte Ergebnisse hinaus, die geistigen Zusammenhänge werden in vielen Fällen nicht geschaffen, und daher sind Mißdeutungen über den volkskundlichen Wert oder Unwert eines Sachgegenstandes Tür und Tor geöffnet.

Erfreulich reiche, von wirklichen Sachkennern geschriebene Arbeiten sind über die Essener Bau- und Kunstdenkmäler geliefert worden⁷. Doch gehören diese Darstellungen mehr in das kunstgeschichtliche denn in das volkskundliche Gebiet. Wenige, indes brauchbare kleinere Arbeiten liegen zur eigentlichen Baugeschichte der Stadt vor⁸. Ihnen waren die lebensvollen Zeich-

⁵ Orts- und Flurnamen des Kreises Essen, Ess. Heimatbuch, 2. Aufl., Essen 1938, S. 1 ff.; Namen unserer Scholle, Aufsatzreihe in 13 Folgen in „Scholle und Schacht“, Beilage zur Essener Allgemeinen Zeitung, 1. Aug. 1938—15. Mai 1939; Die ältesten Sprach- und Literaturdenkmäler aus Werden und Essen, Ess. Beitr., Heft 60 (1940), S. 1 ff.

⁶ Eine Gebehozeit im Stift Essen, Ess. Beitr., Heft 45 (1927), S. 301 ff.; Alte Fastnachtsgebräuche in der Essener Gegend, Ess. Beitr., Heft 46 (1928), S. 409 ff.; Essener Volks- und Kinderreime, Ess. Beitr., Heft 49 (1931), S. 343 ff.; Altweiberfastnacht in Werden, Ess. Beitr., Heft 53 (1934), S. 205 ff.; Essener Brauchtum in vergangener und heutiger Zeit, Die Stadt Essen, Das Werden und Wirken einer Großstadt an der Ruhr, Herausgegeben von Hans Spethmann, Berlin 1938, S. 288 ff.

⁷ Paul Clemen, Die Kunstdenkmäler der Stadt und des Kreises Essen, Kunstdenkmäler der Rheinprovinz II, 3, Düsseldorf 1893. — Georg Humann, Der Westbau des Münsters zu Essen, Essen 1890; Die Kunstwerke der Münsterkirche zu Essen, Düsseldorf 1904; Zur Geschichte der Karolingischen Baukunst I-II, Straßburg 1909—1911. — Wilh. Effmann, Die Karolingisch-Ottonischen Bauten zu Werden, Bd. 1, Straßburg 1899, Bd. 2, Berlin 1922. — Kurt Wilhelm-Kästner, Das Münster in Essen, Essen 1929; Die Kunstdenkmäler des Essener und Werdener Landes, Essener Heimatbuch, 1. Aufl., Frankfurt a. M. 1925, S. 258 ff. — Heinz Köhn, Die älteren Kunstdenkmäler im Stadtkreis Essen, Ess. Heimatbuch, 2. Aufl., 1938, S. 258 ff. — Richard Klapheck, Schloßbauten und alte Herrensitze in Essen und an der Essener Grenze, Zeitschrift des Rhein. Vereins f. Denkmalpflege und Heimatschutz, 21. Jahrg., Heft 1 (Essener Heft), 1928, S. 67 ff.

⁸ Richard Klapheck, Typen der Essener Baugeschichte, Zeitschrift des Rhein. Vereins f. Denkmalpflege und Heimatschutz, 21. Jahrg., Heft 1 (Essener Heft), 1928, S. 90 ff. — Hermann Ehlgöltz, Essens bauliche Entwicklung, ebenda S. 111 ff.

nungen Heinrich Kunolts, die heute als wertvoller Besitz im Heimatmuseum aufbewahrt werden, unentbehrliche Unterlage. Auch der heimische Industriebau der älteren Zeit hat schon einige Beachtung gefunden⁹. Und doch bedarf die Frage der Essener Baugeschichte noch der systematischen Bearbeitung. Es ist zu hoffen, daß ein in Vorbereitung befindliches großes Werk auf diesem Gebiet die nötige Klarheit schafft¹⁰.

Alle übrigen Gebiete des volkskundlichen Sachgutes der Heimat sind, wenn man von einzelnen zerstreuten Arbeiten absieht¹¹, kaum bearbeitet worden.

Das Ergebnis der bisherigen volkskundlichen Arbeit in Essen ist also keineswegs überragend. Die Unzahl von kleinen, meist völlig unselbständigen Arbeiten, wie sie in Zeitungen und Zeitschriften erscheint, verdeckt diesen Tatbestand nicht.

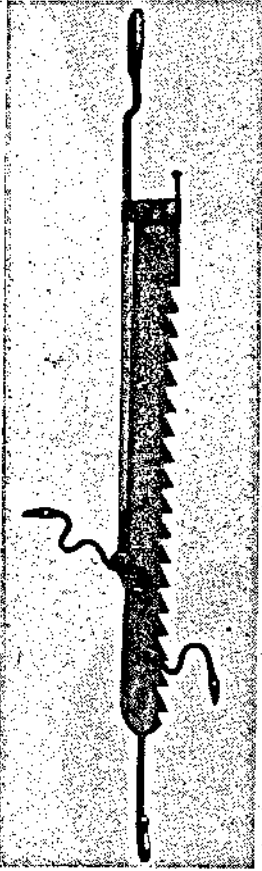
Diese Feststellung allein wäre nicht so bedrückend, wenn sie nicht mit der Gewißheit verbunden wäre, daß manches Gebiet der heimischen Volkskunde kaum noch durchgreifend bearbeitet werden kann, daß schon zu viel vom volkskundlichen Gut der Heimat verlorengegangen ist und die Wiederherstellung des Gesamtbildes aus den spärlichen Resten oft recht schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist, ganz abgesehen davon, daß die von Ribbeck erhoffte Wiederbelebung dieses oder jenes Zweiges heimischer Volkskunde, mit Ausnahme etwa der Karnevalsbräuche, nicht gelang.

Gerade weil es so um die Erforschung der Essener Volkskunde steht, ist die Weiterführung der Arbeit auf diesem Gebiete dringend nötig, selbst auf die Gefahr hin, daß man hier und da über bruchstückartige Ergebnisse nicht hinaus kommt. Jedenfalls läßt sich bei ernsthafter Arbeit noch manches Licht auf das einstweilen noch ziemlich dunkle Gebiet der heimischen Volkskunde werfen. Man muß sich nur vor dem doppelten Fehler allzu dilettantischer Arbeiter auf diesem Gebiet hüten, der darin besteht, das, was man sieht, nicht genau zu sehen und die Dinge, die man findet, für so einmalig zu halten, daß man darüber vergißt, einmal nachzusehen, ob sich gleiche oder ähnliche Dinge nicht auch anderswo finden. Oberflächlichkeit auf

⁹ *Carl Koschwitz*, Die Hochbauten auf den Steinkohlengruben des Ruhrgebietes. Beiträge zur Landeskunde des Ruhrgebietes. Heft 4, Essen 1930. — *Wilhelm Claas*, Techn. Kulturdenkmale und alte Häuser, Die Stadt Essen, Berlin 1938, S. 126 ff.; Die techn. Kulturdenkmale des Großraumes Essen, Heimatkalender Essen 1939, S. 174 ff.

¹⁰ Ein umfangreiches Werk über den Hausbau im Ruhrgebiet bereitet der Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk vor.

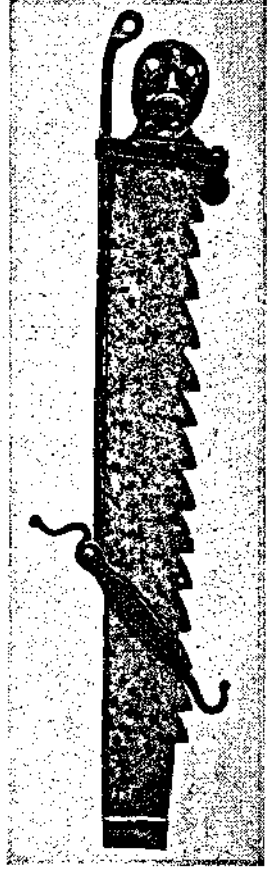
¹¹ *Franz Feldens*, Die alten Glocken der Stadt Essen, Ess. Beitr., Heft 59, (1940), S. 49 ff. — *W. Baumann*, Die Essener Schützen und ihre Feste Essen 1890. (Abschnitt über die Essener Schützenkleinodien.)



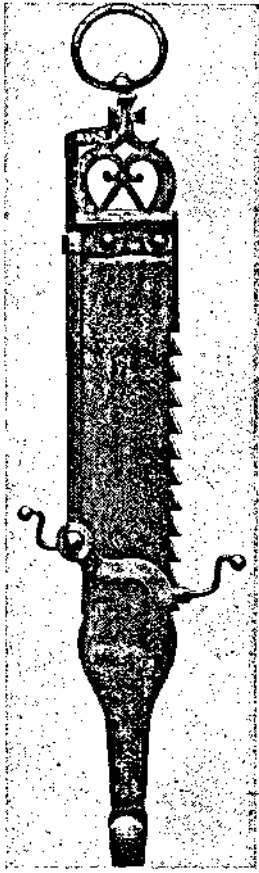
1



2



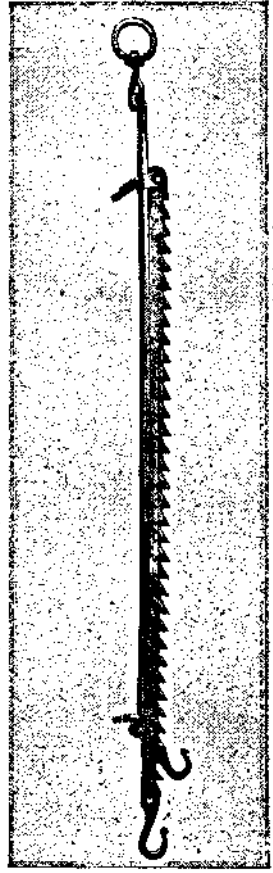
3



8



9



10

der einen und Enge des Horizontes auf der anderen Seite sind aber der Feind ernsthafter wissenschaftlicher Besinnung, auch der Heimatgeschichte und der heimischen Volkskunde¹².

Von den mancherlei zu lösenden Aufgaben auf dem Gebiete der heimischen Volkskunde ist die Frage nach der Beschaffenheit des heimischen Hausrates wohl eine der dringendsten. Der Verfasser hat im letzten Heft dieser Zeitschrift versucht, auf einem kleinen Sondergebiete des heimischen Hausrates zu einer Klärung der Lage beizutragen¹³. Wenn die frühere Untersuchung dem heimischen Waffeisen gewidmet war, so soll diesmal unser Augenmerk ebenfalls einem mit dem Herde in engster Beziehung stehenden Hausgerät gelten, nämlich dem Kesselhaken.

Eine eingehende Betrachtung der heimischen Kesselhaken ist nun deswegen mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, da die Kesselhakensammlung des Essener Heimatmuseums verhältnismäßig klein ist. Auch sind alle inzwischen unternommenen Versuche, die Sammlung zu vergrößern, sozusagen mißlungen. Weder hatte ein Aufruf in den Tageszeitungen Erfolg noch ein unmittelbares Schreiben an die Essener Bauern — es sind deren heute noch annähernd zweihundert vorhanden — noch ein persönlicher Besuch bei einem Teil dieser Bauern. Lediglich die Feststellung eines einzigen Kesselhakens gelang.

Dieses Ergebnis ist gewiß unerfreulich, wird aber verständlich, wenn man bedenkt, daß die Kesselhaken auf unseren Höfen längst außer Gebrauch gekommen sind, im Gegensatz zu den Waffeisen, die heute noch wie ehemals verwendet werden können.

Die vorliegende Betrachtung muß sich also im wesentlichen auf die im Heimatmuseum vorhandenen Haken stützen. Wenn schon, wie bemerkt, deren Zahl klein ist, so läßt sich doch, besonders im Vergleich mit den andernorts vorhandenen Haken, Bestimmtes über die in unserem Landstrich im Gebrauch gewesenen Haken sagen.

Im Kesselhaken erfassen wir nicht ein mehr oder minder nebensächliches Hausgerät des deutschen bzw. europäischen

¹² Karl Mews, Ess. Beitr., Heft 55 (1937), S. 186: „Bei aller notwendigen Kleinarbeit ortsgeschichtlicher Forschung verloren wir nie die Blickrichtung auf die Gesamtgeschichte. Die Geschichte unserer Landschaft war uns nie Selbstzweck. 57 Jahre Forschungsarbeit, unsere Vorträge und 55 Bände Essener Beiträge zeigen, wie alle Arbeit vornehmlich dem völkischen Werden und der Schicksalsgestaltung des deutschen Volkes und Reiches galt.“ Ess. Beitr., Heft 61 (1941), S. 14: „Denn das ist und bleibt der Hauptgrundsatz: Immer sind die großen Zusammenhänge aufzuweisen zwischen allgemeiner Geschichte und Heimatgeschichte, die nicht ein Ding für sich ist.“

¹³ Alte Waffeisen im Essener Heimatmuseum. Ess. Beitr., Heft 61 (1941), S. 45 ff.

Hauses, in dem der Herd den räumlichen, rechtlichen und kultischen Mittelpunkt des Hauses bildet. Mit dem Herde, d. h. der Herdanlage und dem offenen Herdfeuer, ist der Kesselhaken als das wichtigste Herdgerät untrennbar verknüpft. Es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß der Kesselhaken nicht nur ein Gegenstand des täglichen Bedarfs ist, sondern daß er neben seiner praktischen auch rechtliche und kultische Bedeutung hat.

Der Kesselhaken verkörpert den Herdgott, er ist der eigentliche kultische Hausherr¹⁴. Man befragt den Kesselhaken um die Deutung der Zukunft, wie es beispielsweise die Mecklenburger Mädchen tun, die ihr Hemd an den Kesselhaken hängen, wenn sie ihren zukünftigen Geliebten erkunden wollen. Besonders stark ist die rechtssymbolische Bedeutung des Kesselhakens. Im 14. Jahrhundert erfolgt in Dortmund die Verkündung eines Gerichtsurteils unter Schwertschlag „an dat haile“. Der Kesselhaken ist rechtlicher Hausmittelpunkt. Er kann aber auch bei Grenzen, die mitten durch ein Haus laufen, Grenzmarke sein. Alle neu in die Hausgemeinschaft eintretenden Menschen, so insbesondere das neuverpflichtete Gesinde, werden um den Kesselhaken geführt. Wenn die auf den Hof ziehende Braut um den Kesselhaken geführt wird, wie es besonders in Westfalen der Fall ist und ihr der Haken schließlich förmlich übergeben wird, so ist hier die „Haol-Leite“ zugleich Symbol des Herd- und Hausbesitzes. In der Essener Gegend empfängt im vorigen Jahrhundert die in das Haus eintretende Braut von der Schwiegermutter den Kochlöffel¹⁵. Der Kochlöffel dient hier offenbar als Ersatz für den nicht mehr vorhandenen Kesselhaken. Bei der Hofübergabe oder beim Dienstantritt legen Dienstherr und Dienstmann oder Dienstmagd die Hände auf den Kesselhaken zu feierlicher Bekräftigung ihres Vertrages. In Westfalen fand früher die Kindtaufe vor dem „Haol“ statt.

Es entspricht solch großer Bedeutung des Kesselhakens, wenn er auch als Hausmarke oder Wappenzeichen erscheint. Eine Reihe westfälischer Familien führt den Kesselhaken im Wappen¹⁶. Im Bergischen Land, im Sauerland, im Aggertal, in Brabant wurde

¹⁴ Über die rechtliche und kultische Bedeutung des Kesselhakens vergleiche man die ausgezeichnete, mit reichen Literaturangaben versehene Übersicht im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 4, Berlin-Leipzig 1931/32, Spalte 1271 ff., auf die hier zurückgegriffen wird. Man vergleiche auch: *Otto Lauffer*, Herd und Herdgeräte in den Nürnbergischen Küchen der Vorzeit, I. Mitteilungen aus dem German. Nationalmuseum 1900, S. 129 ff.; *Wilhelm Bommann*, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen, Weimar o. J., S. 65 ff. und *Hans Theodor Hoederath*, Ess. Beitr., 46. Heft, 1928, S. 353, Anm. 1.

¹⁵ *Theodor Imme*, Ess. Beitr., Heft 34 (1912), S. 245.

¹⁶ *Max von Spießen*, Wappenbuch des Westfälischen Adels, Textband und 2 Tafelbände Görlitz 1901/1903. Im Textband S. LXII eine Übersicht

noch im vergangenen Jahrhundert ein Kesselhakenfest gefeiert. Die Burschen wurden von den Mädchen bewirtet zum Dank, daß sie ihnen den schweren Kessel vom Haken heben halfen. Im Heilzauber wird beispielsweise der Kesselhaken als Helfer gegen die Pest genannt, in der Volksmedizin, im Wetter-, Hexenzauber spielt er eine beachtliche Rolle. Schließlich erscheint auch der Kesselhaken im Rätsel und im Sprichwort. „Wer hett de meisten naesen?“ „Ik wäit en swart mänken, hiät tackeln in de syt¹⁷.“ Grimms Wörterbuch verzeichnet das Sprichwort: „Dat will ik mit swarter krite am ketelhaken schreven“ d. h. zu vergessen suchen¹⁸.

Der Kesselhaken weist ein ehrwürdiges Alter auf, geht er doch bis in die vorhistorische Zeit zurück. Er hat eine lange Entwicklung hinter sich, die vom hölzernen Ast mit hakenförmigem Ende über die Kesselkette — aus ineinandergreifenden Ringen mit einem Haken am Ende bestehend — bis zu dem gezähnten Eisenblatt mit kunstvollem Traggerüst sich erstreckt¹⁹. Daß sich dabei in unserem rheinisch-westfälischen Eisengebiet die schönsten und entwickelsten Formen der letzten Entwicklungsstufe des Kesselhakens vorfinden, sei hier mit Nachdruck vermerkt.

Die im Essener Heimatmuseum vorhandenen Haken gehören alle der Schlußphase der Entwicklung des Kesselhakens an. Sie zeigen uns, das es sich bei einem solchen Haken um ein verhältnismäßig stark entwickeltes und auf den ersten Blick nicht eben eindeutig erkennbares Gebilde handelt. Hauptstück des Kesselhakens oder Hals²⁰ ist ein langes, schmales, an einer Randseite mit Zahneinschnitten versehenes Eisenblatt, dessen unteres, über die Kesselhaken-Wappenträger. Vgl. auch Otto Lauffer, Herd und Herdgeräte in den Nürnbergischen Küchen der Vorzeit. III. Mitteilungen aus dem German. Nationalmuseum, 1901, S. 27.

¹⁷ Zitiert im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 4, Spalte 1270. tackel f. = Zacke.

¹⁸ Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch, 5. Bd., Spalte 625.

¹⁹ Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 4, Spalte 1269 bis 1270; Otto Lauffer, Herd und Herdgeräte in den Nürnbergischen Küchen der Vorzeit. III. Mitteilungen aus dem German. Nationalmuseum, 1901 S. 24 ff. — Wilhelm Bommann, Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk, S. 74. Dort auch Abbildungen zur Entwicklung des Kesselhakens, desgl. bei Oskar Schwindrazheim, „Bauernkunst“, in dem Sammelwerk: Das deutsche Bauernat, seine Geschichte und Kultur, herausgegeben von Wilh. Hansen, Bd. 1, Berlin o. J., S. 222.

²⁰ Hel, Hol, Hal (m. oder f.), bei uns in mundartl. Färbung. haol, ahd. hähila, mnd. häle, zu got. und ahd. hāhan = hängen. Hal bedeutet also die Hänge- (Vorrichtung) vgl. Handbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. IV, Spalte 1269. Der Kesselhaken hat daher weder etwas mit der Hel = Unterwelt zu tun, noch mit der „Schutzgöttin Hel oder Hela (Frau Holle), der Heilbringerin oder Beschirmerin des häuslichen Herdes“, (Max Creutz, Die Rheinlande. Deutsche Volkskunst, Bd. III, Weimar o. J., S. 121.)

verjüngtes Ende den eigentlichen Kesselhaken bildet. Mittels eines Führungsstabes, der dem Blatt parallel läuft und mit einem Bügel verbunden ist, kann der Kesselhaken durch Einstellen des Bügels in die Zahneinschnitte der „Säge“ (daher auch der Name „Sägehal“) je nach Bedarf verlängert oder verkürzt werden. Der Führungsstab endet in dem beweglichen großen Ring, der in dem Kesselbaum unter dem Herdrehm hängt und so Kesselhaken und Kessel trägt. Am oberen Ende des Zahnblattes findet sich meistens ein kronenartiger Aufbau.

Aus dem 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammen die uns vorliegenden Kesselhaken. An Jahreszahlen finden wir die Jahre 1713 (Abb. 1), 1761 (4), 1791 (5—6), 1799 (7), 1801 (8) und 1846 (9) verzeichnet. Deutlich läßt sich bei unseren Haken der Form nach eine ältere (1—3) und eine jüngere Gruppe (4 ff.) unterscheiden. Die ältere Gruppe ist durch Einfachheit der Form und kleinere Maßverhältnisse gegenüber der jüngeren Gruppe gekennzeichnet. Es fehlt beispielsweise bei zwei Haken (1—2) jede Bekrönung. Auf einem Haken (3) stellt die Bekrönung ein primitives, jedoch nicht unwirksames Gesicht dar. Die Beschriftung der Haken ist entweder spärlich (1) oder fehlt ganz (2—3)²¹. Auch fehlt dem Zahnblatt jeder Zierat. Es mangelt den Haken z. T. auch noch die für die spätere Zeit charakteristische Form des Knopfes als Abschluß des eigentlichen Hakens, sondern hier ist vielfach noch der Haken durch einfaches Umbiegen des Blattes gewonnen worden (3). Die Einstellbügel sind einfach gehalten, doch bietet ein Haken (1) diesen Bügel in der reizvollen Form einer Schlange dar.

Die Größenverhältnisse der älteren Haken reichen nicht an die der späteren heran. Beträgt die Länge der älteren Haken in unausgezogenem Zustand etwa 75 cm, so erreichen die jüngeren Stücke der Sammlung die Länge von 100 bis 120 cm. Sind die Haken ausgezogen, so weisen die älteren Stücke eine Länge von etwa 120 cm, die jüngeren hingegen eine solche von 150 bis 170 cm (einschließlich des Ringes) auf. Dementsprechend sind auch die Breitenverhältnisse des Zahnblattes und des Führungsstabes verschieden. Verfügen die älteren Stücke über eine Blattbreite von 4,5 bis 6,5 cm, so schwankt die der jüngeren Stücke zwischen 11,5 bis 15,5 cm. Die Breite des Führungsstabes liegt bei den älteren Stücken um 1 cm herum, bei den neueren Haken zwischen 2,5 und 2,9 cm.

Die Beschriftungen der Kesselhaken zeigen auf den ersten Blick, daß es sich bei ihnen wie bei den Waffeisen um Brautgaben handelt. Daher findet sich meistens der Name der Braut.

²¹ Der auf dem oberen Teil des Zahnblattes eines Hakens (3) sichtbare Doppelbuchstabe (R.R.) ist anscheinend spätere Zutat.

auf den Haken (4, 7, 8, 9), einmal der Name des Bräutigams (6) und einmal sogar die vollen Namenszüge zweier Brautpaare (5). Die auf zwei Haken (1, 3) verzeichneten Monogramme (W. P. B. und R. R.) dürften auch wohl den Namen der jeweiligen Braut bezeichnen.

Wie die Waffeleisen werfen auch die Kesselhaken einiges für die Familienkunde ab. So finden wir auf einem Haken (4) die Inschrift „ANNO 1761 ANNA GEDRUT STRADTMAN“. In diesem Jahre heiratete also die hier bezeichnete Braut. Ein Haken (5) trägt den Namen des Bräutigams „HERMANN KIRCHMANN 1791²²“. Dieser Hermann Kirchmann aus Gerschede heiratete am 16. Juni 1791 Maria Gertrud Paus aus Bedingrade²³. Kirchmann heiratete in den Paushof ein und schenkte seiner Frau den Haken, der sich noch heute auf dem Paushof in Bedingrade befindet²⁴. Ein Haken (7) weist den Namen „CHATARINA GERDRUT SILBERKUHL 1799“ auf. Die genannte Braut aus Rütterscheid wurde am 5. Mai 1799 von dem Witwer Henrich Hüttmann aus Altendorf heimgeführt²⁵. Ein anderer Haken (8) trägt den Namen der „ANNA CATRINA KALTHOF 1801“. In diesem Falle wurde am 7. Juli 1801 zwischen der genannten Braut und Johann Henrich Hasken aus Altendorf die Ehe geschlossen²⁶. Bei dem auf einem Haken (5) verzeichneten Doppelpaar „JACOB UND ELISABETH BATEN / JOHANN UND MARIA BATEN, ANNO 1791“ handelt es sich anscheinend nicht um eine Essener Familie und damit wohl auch nicht um einen Essener Haken. Der auf einem Haken des 19. Jahrhunderts (9) erscheinende Name „G. DAM“ braucht hier näherer Betrachtung nicht unterzogen zu werden.

Neben der Beschriftung kommt auf dem Kesselhaken noch mancherlei anderer Zierat vor. Es wird damit in gleicher Weise wie bei der Betrachtung der Waffeleisen deutlich, daß der Mensch früherer Jahrhunderte bei der Herstellung seiner Hausgeräte nie allein einen praktischen, sondern gleichzeitig auch einen ornamentalen Zweck verfolgte. Das zeigt allein schon das Vorhandensein einer „Krone“ auf den Haken, die keine praktische

²² Da die Gravierung des Kesselhakens fast ganz verschwunden ist, ist der Name (auf dem Bilde) nur noch schwer zu erkennen.

²³ Mitteilung des Kath. Pfarramtes St. Dionysius, Essen-Borbeck. Vgl. auch A. A. Knüppel, Die Paushöfe und ihre Familien in Borbeck. Scholle und Schacht (Beilage der Ess. Allg. Ztg.), 1939, Nr. 1 (1. 1. 39) und 4 (15. 2. 39).

²⁴ Dieser Haken gehört also nicht zur Sammlung des Museums. Er wurde durch Vermittlung von Frau Paula Zöllner-Herskamp †, Essen-Dellwig, dem Verfasser freundlichst als Leihgabe zur Verfügung gestellt.

²⁵ Trauregister der Pfarre St. Johann-Baptist, Essen.

²⁶ Trauregister der Pfarre St. Johann-Baptist, Essen. Freundliche Mitteilung von L. Potthoff, Essen-Rellinghausen.

Aufgabe hat, sondern nur der Ausschmückung des Gerätes dient.

Man hat solche Kronen hauptsächlich wohl deswegen angebracht, weil die lange schmale Form des Kesselhakens sonst für die Anbringung von Ornamenten nicht allzuviel Platz bot. Trotzdem ist auch hier, wo es eben möglich war, der für eine Ausschmückung zur Verfügung stehende Raum diesem Zwecke dienlich gemacht worden.

Der Gestalt des Kesselhakens entsprechend ließ sich am ehesten zur Ausschmückung Blumen- und Rankenwerk verwenden. So kommt denn auch solcher Zierat auf fast allen Haken vor (4—9), bisweilen sogar auf den schmalen Führungsstäben (4—5, 7—9) Herzen und Vögel, die wir schon bei der Betrachtung der Waffeleisen als Liebessymbole kennen lernten, finden wir auch auf einigen Kesselhaken wieder (1, 5, 9). Auch religiösen Motiven begegnen wir auf den Haken. Häufig bildet ein Kreuz den Abschluß der Krone (6—8)²⁷. Es kommt aber auch auf dem Zahnblatt vor (7), auch das Jesus-Monogramm findet sich (7).

Die Krone wird auf den Haken übrigens unterschiedlich dargestellt, manchmal hat sie wirkliche Kronenform (6—8), manchmal ähnelt sie mehr einer Leier (4, 5, 8, 9). Die Kronen sind ebenso wie die Einstellbügel durch starke Verwendung des Eisenschnittes außerordentlich lebendig gehalten.

Zur Aufhellung des dunklen Eisentones der Haken hat man gelegentlich bei der Herstellung einzelner Hakenteile ein anderes Metall, nämlich Messing, verwandt. So bestehen häufig die den Abschluß der Haken bildenden Knöpfe, die Knöpfe der Einstellbügel, die Nietknöpfe des Eisenbandes, das Eisenblatt und Führungsstab miteinander verbindet, aus Messing (7—9). In einem Falle (6) ist die ganze Krone aus Messing gearbeitet.

Ein Haken der Essener Sammlung weist neben der Verwendung von Messing auch die von Kupfer auf. Hier ist aber nicht zur Belebung des Gesamtbildes bei einzelnen Teilen des Hakens Messing oder Kupfer verwandt, sondern das Zahnblatt des Hakens ist durch Einlegearbeit (Tauschierung) von Messing und Kupfer geschmückt. So sind die auf dem Zahnblatt befindlichen Rosetten, der Vogelkörper und die Inschriften in diesen Metallen, die sich vom dunklen Eisenhintergrund wirkungsvoll abheben, ausgeführt. Auch finden sich hier die Inschriften nicht wie bei den übrigen Haken auf dem unteren Ende des Zahnblattes sondern auf der eigentlichen Blattfläche. Bei seiner äußerlich einfachen Gestalt darf dieser Haken infolge seiner reichen Tauschier-Ornamentik wohl als der ornamental bedeutungs-

²⁷ Auf einem Haken (6) ist das Kreuz verlorengegangen.

vollste Haken der Essener Sammlung angesehen werden. Allem Anschein nach stammt der Haken aber, wie schon betont wurde, nicht aus Essen²⁸.

Zu der ornamentalen Gestaltung eines Hakens (9) unserer Sammlung ist noch ein besonderes Wort zu sagen. Dieser Haken scheint auf den ersten Blick recht kunstvoll gestaltet zu sein, ist es aber in Wirklichkeit nicht. Schon in seiner äußeren Gestalt ist er ein wenig breit geraten. Das Eisenband zwischen Führungsstab und Zahnblatt wuchert an der Zahnseite stark aus. Gleich überschwänglich ist auch der Einstellbügel gehalten. Auch der Vogel als Abschluß des Bügels, an Stelle eines zweckmäßigeren Knopfes, ist fehl am Platze, wie überhaupt solch „barocker“ Zierat zu der sonst glatten Form des Hakens nicht paßt. Hier ist, wie es so oft bei volkskundlichen Arbeiten geschieht, der Stil früherer Epochen angewandt worden, ohne daß er jedoch erreicht worden wäre. Wie bei den Waffeleisen so kann man auch bei den Kesselhaken, wie an diesem Beispiel deutlich wird, im 19. Jahrhundert von einem Abstieg ornamentaler Schönheit reden. Es handelt sich bei dem letztgenannten Haken auch wohl nicht mehr um die Einzelarbeit eines Schmiedemeisters, sondern um eine serienmäßig hergestellte, nicht mehr persönlich bezogene Arbeit. Schon rein äußerlich wird das dadurch deutlich, daß der auf dem Haken zu lesende Name (G. Dam 1846) nicht ursprünglich eingraviert war, sondern später (unbeholfen) eingeritzt worden ist.

Dem Kesselhaken nahe verwandt, weil ihm nachgebildet, ist der Krüselhaken, der den Trankrüsel, die Öllampe, zu tragen hat²⁹. Er ist, da er nicht den großen, schweren Kessel sondern eine kleine, zierliche Lampenschale oder -pfanne trägt, viel schlanker gehalten als der Kesselhaken. An einem solchen Krüselhaken konnten wohl, wie auf unserem Bilde (10) ersichtlich, wo der Einstellbügel als zweiter Haken dient, bei „Festbeleuchtung“

²⁸ Karl Vogler, Kupfer- und messingtauschierte eiserne Herdgeräte im Moerser Kreismuseum, Heimatkalender Moers 1942/S. 100 ff., schreibt diese tauschierten Geräte der Moerser Gegend zu. Unser Haken paßt, den Ausführungen Voglers nach zu urteilen, gut in den Rahmen der Moerser Herdgeräte. Auch hier zeigt sich, wie notwendig eine monographische Behandlung der einzelnen Hausgeräte, wie sie am Niederrhein und in Westfalen gebraucht wurden, ist. Nur so läßt sich ein klares Bild von dem noch in mancher Hinsicht dunklen Gebiet des heimischen Hausrates gewinnen. Der zur Zeit beliebte Brauch, anhand irgendwelcher zufällig in einem Museum oder Privathause aufgefundenen Stücke gleich eine Volkskunde einer Landschaft zu schreiben, d. h. einen oberflächlich gehaltenen Text durch einige schöne Lichtbilder auszugleichen, führt nicht zu einer Bereicherung unserer Literatur.

²⁹ Über den Krüselhaken vgl. Bommann a. a. O., S. 115—116.

zwei Öllampen hängen. Die Krüselhaken sind übrigens ganz aus Messing gefertigt.

Es soll nicht der Zweck dieser Zeilen sein, die Essener Kesselhaken einseitig zu verherrlichen. Ein Blick in die Literatur zeigt uns nämlich, daß die westfälischen Haken, beispielsweise die aus dem Landesmuseum in Münster und aus dem Heimathaus Münsterland in Telgte³⁰, z. T. kunst- und prunkvoller gestaltet sind als unsere heimischen Haken. Da erscheint z. B. auf den westfälischen Haken eine Madonna mit dem Kinde in plastischer Darstellung auf dem Zahnblatt, desgleichen ein Strahlenkranz. Die Kronen der Hale sind durch figürliche Darstellung oft wirkungsvoll verlebendigt. Hier finden wir, wie auch oft auf dem Zahnblatt, Liebespaare, Trompeter zu Pferde, Radkränze oder ähnliche reizvolle, gutausgeführte Darstellungen. Besonders kunstvoll ist in manchen Fällen infolge starker Verwendung der Eisenschnitttechnik der Einstellbügel gehalten. Kurzum, hier ist oft echtes Barock anzutreffen.

Gegenüber solcher, durchaus künstlerisch betonter Einstellung der westfälischen Haken sind die rheinischen Haken, soweit man das an Hand der bisherigen spärlichen Literatur sagen kann, viel schlichter gehalten³¹. Sie weisen oft noch weniger Zierat auf als die Essener Haken. Indessen gleichen sie diesen „Mangel“ bisweilen durch die Verwendung von Tauschierarbeit wirkungsvoll aus. Im übrigen scheint es eine Eigenart der rheinischen Haken zu sein, den Führungsstab gern um beide Längsseiten des Zahnblattes herumzulegen.

Unsere Essener Haken stehen, wie es schon die geographische Lage unseres Landstriches bedingt, sozusagen in der Mitte. Sie weisen keinen hochkünstlerischen Schmuck auf, sie vergessen nie, daß sie in erster Linie Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens sind. Sie stellen gute handwerkliche Arbeit dar, die eines künstlerischen Sinnes nicht entbehrt. Sie können, um es einfach zu sagen, sich sehr wohl sehen lassen und rechtfertigen eine kurze Besprechung, wie sie hier vorliegt.

³⁰ Westfälische Kesselhaken aus dem Münsterischen Landesmuseum sind im Bilde dargestellt bei *Hans Karlinger*, Deutsche Volkskunst, Berlin 1938, S. 354, *Alexander Schöpp*, Alte deutsche Bauernstuben, Berlin 1934, S. 25; *Rudolf Uebe*, Deutsche Volkskunst, Bd. 9: Westfalen, München 1927, Abbildungen 137/138. Abbildungen von Kesselhaken aus dem Heimathaus Münsterland in Telgte finden sich bei *Paul Engelmeier*, Bauernkunst im Münsterland. Heimatkundliche Beiträge, herausgegeben vom Heimatgebiet Münsterland im Westfälischen Heimatbund, Münster, Heft 1, S. 10.

³¹ *Alfred Schubert*, Alte Volkskunst am Niederrhein, Düsseldorf 1938, S. 35. — *Max Creutz*, Deutsche Volkskunst, Bd. 3: Die Rheinlande, Weimar 1924, S. 21. — *F. W. Bredt* und *R. Reiche*, Mobilien bergischer Bürgerhäuser aus der Zeit um 1700—1830, Düsseldorf 1908, Tafel 4.

Bücherbesprechungen

Zwischen Rhein und Maas. Ein Beitrag zur Landes-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte des Maasraumes im Mittelalter. Balduin-Piek-Verlag, Köln 1942.

In einem neuen Gewande erschien 1942 das Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft der rheinischen Geschichtsvereine. Die sonst mit ihm verbundene Rheinische Bibliographie erscheint selbständig; die Restauflage der früher erschienenen vier Textbände ist als Bd. 1 und 2 unter dem neuen Titel „Rheinische Kulturgeschichte in Querschnitten aus Mittelalter und Neuzeit“ zusammengefaßt.

Im vorliegenden 3. Bd. ist vor allem die Persönlichkeit Heinrichs von Veldeke herausgestellt, dessen Lebenswerk, wie Prof. Dr. Kallen in seinem Vorwort hervorhebt, vorbildlich die Mittlerrolle offenbart, welche dem Maasraum seiner Natur nach zufällt.

In wissenschaftlich wohlbegründeter und fein abgewogener Form sind die Verfasser der einzelnen Aufsätze der ihnen gestellten Aufgabe gerecht geworden. Vorzügliches Bildwerk erhöht den Wert dieses Jahrbuches, das ein erfreuliches Zeugnis rheinischer Forschung und Wissenschaft ist. Der Inhalt verzeichnet:

Dr. Niessen: Limburg. Geschichte einer deutsch-niederländischen Grenzlandschaft.

Prof. Dr. Kuske: Die wirtschaftlichen Leistungen des Maasraumes im 12. und 13. Jahrhundert.

Prof. Dr. Planitz: Die Handfeste von Huy von 1066, der älteste städtische Freiheitsbrief im Deutschen Reich.

Prof. Dr. Hempel: Heinrich von Veldeke im niederrheinischen Raum.

Dr. Brunjes: Die mittelalterliche Baukunst der Niederlande in ihren Beziehungen zur deutschen und französischen Baukunst.

Dr. Waltrath: St. Servatius in Maastricht.

Mertes: Das Werden der Dortmunder Wirtschaft. Verlag Fr. Wilh. Ruhfus. Dortmund 1942. 2. Aufl.

Diese Arbeit, die vornehmlich die Geschichte der Industrie- und Handelskammer Dortmund (gegründet 1863) behandelt, ist ein wertvoller Beitrag nicht nur zur Geschichte Dortmunds sondern auch der Wirtschaft des rheinisch-westfälischen Industriegebiets. Es ist eine dankbare, aber auch schwierige Aufgabe, die Entwicklung unserer Industrieheimat im 19. Jahrhundert, ob wirtschaftlich, siedlungs-politisch oder kulturell gesehen, in einem klaren Gesamtbilde darzustellen. Mit dem Aneinanderreihen der Geschehnisse, der Aufzählung der Errungenschaften und dem Zahlenspiel der Statistik ist es nicht getan. Es gilt, den schöpferischen Kräften nachzuspüren, den treibenden Ideen, die Menschen und Zeitepochen eigen sind. Da heißt es, sorgfältig in Akten und Schrifttum zu forschen, mit weitem Blick zu sichten.

Diesen Forderungen wird der Verfasser vollauf gerecht. Entsprechend greifen seine Ausführungen über Grundlagen und Entstehung der modernen Wirtschaft Dortmunds, über den Kammergedanken in Westfalen (Handelskammer, Gewerkenkammer), über die Kämpfe um Zölle, Tarife, Wasser- und Schienenwege, über Gründerjahre und Krisen weit über die Enge des

Raumes hinaus. Es ist wertvoll zu wissen, wie sich in vergangenen Zeiten Kampf und Lösung all der Fragen vollzog, die in unserm Industriegebiet Kohle, Eisen, Stahl, Handel und Verkehr stellen.

Neue Forschungen zur Geschichte der rheinisch-westfälischen Industrie.

In unsern „Essener Beiträgen“, Bd. 49, 52, 55 und 57 berichteten wir über Dr. H. Spethmanns einschlägige Werke über das Ruhrgebiet und den Ruhrbergbau. Mehrfach sprach Dr. Spethmann in den letzten Jahren im Historischen Verein über neue Ergebnisse seiner Forschungen, die im Auftrage der Firma Franz Haniel & Cie., Ruhrort, über Leben und Wirken von Franz Haniel und für die Westfälische Berggewerkschaftskasse, Bochum, über den Ruhrbergbau erfolgen. Mitten im Luftkriege hat Dr. Spethmann Teilergebnisse dieser Forschungen in einzelnen Sonderabhandlungen zusammengefaßt, deren Manuskript nur in einigen schlichten Exemplaren vervielfältigt wurde und die vorerst nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Nachdem aber die Zeitverhältnisse Abschluß und Drucklegung dieser Forschungsarbeiten noch nicht absehen lassen, weisen wir gerne mit Erlaubnis des Verfassers im Interesse späterer Geschichtsforschung auf folgende Denkschriften hin.

Der Märkische Ruhrkohlenbergbau von 1539 bis 1662. Essen 1944. 119 S.
Die Haniels in Ruhrort bis zu den Befreiungskriegen. 1. und 2. Teil. Essen 1942 und 1944. 190 S.

Neue Ergebnisse der Dinnendahl-Forschung. Essen 1942. 14 S.

Reiches, bisher unbekanntes Quellenmaterial hat Spethmann erschlossen das aufschlußreiche Nachrichten über den Bergbau im märkischen Gebiet beiderseits vom Tal der Ruhr gibt, und zwar schon vor 1540, also vor der ersten Bergordnung, die 1542 der Herzog von Cleve-Berg-Mark erließ. Von Kohlkulen, von einer Kohlbank, von Pützen und Stollen (Erbstollen 1498), von einer Aicke oder Ackeldruft berichten alle Urkunden, die Mutung, Beilehnung, Zehnten, Abbau, Absatz u. a. betreffen. 1603 begegnet — vielleicht zum erstenmal — ein Zusammenschluß sämtlicher Kohlberggewerken im Gericht Schwelm. Mit vollem Recht tritt Spethmann der irrigen Auffassung von willkürlichem Raubbau entgegen und weist nach, daß frühzeitig schon im Ruhrbergbau der Betrieb landesherrlich geordnet war nach Bestimmungen, die vielleicht auf älteren märkischen Erzbergbau oder aber auch auf solchen in Tirol und Sachsen sowie bei Jülich und Aachen zurückgehen, wie es 1580 bei der Bredeneyer Kohlbank im Essen-Werdenschen erkennbar ist.

Entscheidend für die Zukunft des Ruhrbergbaues wird der Übergang der westlichen Mark aus der pfälzischen Verwaltung in den endgültigen Besitz Kurbrandenburgs 1629, als die brandenburgische Regierung zur Sicherung des Kohlenzehnten eine eigene Bergverwaltung unter einem Bergvogt, einem Bergmeister, einrichtet. Gleichsam als erster staatlicher Bergbeamter wird 1632 Diederich v. Diest zum kurfürstlichen Bergvogteiverwalter und Bergmeister berufen. Soweit die Quellen erschlossen werden konnten, verfolgt Spethmann im Zusammenhang mit Diests Persönlichkeit und Wirken die Entwicklung des märkischen Bergwesens in den Notzeiten des 30jährigen Krieges, im Streite mit Gewerken und adligen Grundherren. Auf Diest, der für seine „Bergamts Verwaltung“ eine klare Rechtsgrundlage benötigte, dürfte ohne Zweifel der Neudruck der Bergordnung von 1542 im Jahre 1639 zurückgehen.

Da Spethmanns Ausführungen sich vielfach im größeren Rahmen politischen, wirtschaftlichen und militärischen Geschehens bewegen, wird diese Teildarstellung zu einem wertvollen Beitrag zur rheinisch-westfälischen Wirtschaftsgeschichte, insbesondere ihrer Frühzeit.

Gleiche Wertung gebührt auch der Haniel-Forschung, die mit dem Erscheinen der flandrischen Auswandererfamilien Haniel-Noot am Niederrhein einsetzt und in den beiden vorliegenden Darstellungen bis zur Vereinigung der drei Sterkrader Hütten, der Antoniusshütte, der Hütte Neu-Essen und der Hütte Gute Hoffnung durch die Brüder Haniel, Jacobi und Huysen führt. Lebensvolle Bilder regen, zähen Kaufmannsgeistes und kluger Unternehmungslust kennzeichnen den Weg vom Weinhandel, Spedition- und Kommissionsgeschäft zum Kohlenhandel (vgl. Spethmann: Die Frühzeit des Ruhrorter Hafens. Forschungen über Franz Haniel und seine Werke. H. 2. — Berlin 1942), bis endlich 1809 Franz Haniel sich von dem Familienunternehmen löst, um als bahnbrechende Führerpersönlichkeit im Hüttenwesen und Bergbau, in Rheinschiffahrt und Schiffbau der Schar verdienstvoller Pioniere der rheinisch-westfälischen Wirtschaft sich einzureihen. Die Gutchoffnungshütte, Verkokung von Ruhrkohle, der erste Mergelschacht auf der Zeche Kronprinz bei Borbeck und der erste Schacht durch den gefährlichen Schwimmsand am linken Niederrhein auf Rheinpreußen sind Marksteine dieses bedeutsamen Lebensweges von Franz Haniel.

Da Spethmann mit der Freude, der Leidenschaft aber auch mit der peinlichen Gewissenhaftigkeit des Forschers dem Werdegang des Eisenhüttenwesens nachspürt, sehr viele Orte und Personennamen nennt, werden seine Denkschriften zu einem kostbaren Quellenwerk für regionale Geschichtsforschung, für Werks- und Familiengeschichte.

Als ein Beispiel echter Forscherarbeit ist auch Spethmanns kurzer Abriss zur Dinnendahl-Forschung zu begrüßen, die uns Essener besonders interessiert. Wenn hier über Franz Dinnendahl und seinen Bruder Johann noch viel Unerforschtes zu erschließen ist, so war es doch notwendig, irriger und falscher Legendenbildung entgegenzutreten, damit ein wahres und getreues Lebensbild dieses bedeutsamen „Kunstwerkers“ der Nachwelt überliefert wird. Es kann den Verfassern von Heimatkunden oder Lesebüchern nur dringend empfohlen werden, aus zuverlässiger Quelle zu schöpfen. Spethmann aber wollen wir wünschen, daß es ihm doch noch möglich wird, das „einstweilen noch unabsehbar wachsende Material“ zu einem abschließenden Werk über Dinnendahl zu verwerten.

Dr. Meuss.